General Roßwurm.

Historischer Roman

von

Eduard Breier.

Erster Band.

Berlin, 1861.
Druck und Verlag von Otto Janke.

Inhalts-Verzeichniß des ersten Bandes.

Die alten Deutschen, die Besieger Roms, schätzten die Wunden nicht nach ihrer Länge, Breite oder Tiefe, sondern nach ihrer Schmerzhaftigkeit, das Weh und der Schmerz gaben den Maßstab für das Verdienst.

Wer für das Vaterland am meisten litt, wurde am höchsten verehrt; die Gesammtheit mitfühlte den Schmerz des Einzelnen, der Einzelne empfand das Weh der Gesammtheit.

Wo aber giebt es ein Volk, dem seit tausend Jahren so viele Wunden geschlagen worden sind, wie dem deutschen?

Und nicht immer waren es äußere Feinde, von denen sie kamen, auch durch innere floß Blut im Ueberfluß.

Der Egoismus der Kasten, schwache, unfähige Regenten, übermächtige, verworfene Günstlinge brachten großes Weh über's Land, ja, ihnen genügten die Wunden nicht, die sie dem Volke schlugen, sie kannten den alten Spruch, daß eine Wunde nicht so wehe thue, wie ein Backenstreich und fügten dem Schmerz auch noch die Schmach bei.

Die Epoche, welcher wir nachstehende Erzählung entnehmen, ist mit blutigen Lettern in den Annalen Oesterreichs verzeichnet, der siegreiche Halbmond als äußerer Feind, Glaubenszwiespalt als innerer, zwei Wunden auf einmal, deren eine hinreicht, daran zu verbluten; doch damit nicht genug: es fehlte auch an Backenstreichen nicht; leset die Geschichte Koßwurms, sie ist nur ein kleines Bild aus der Zeit Rudolf des Zweiten, lest sie, und ihr werdet mit Friedrich dem Großen rufen: „O Gott, in welche Hände gabst Du Macht!“

Erstes Kapitel.

Der Freifechter.

Am Festtage Mariä Geburt, das ist am 8. September im Jahre des Herrn 1603, zogen um die dritte Nachmittagsstunde in die Fremdenherberge zum „goldenen Pfau" in der Kärnthnerstraße eine Menge Wiener und Wienerinnen, wie sich's von selbst versteht, feiertäglich aufgeputzt, die Männer bewehrt mit tüchtigen Schwertern, die Frauen mit viel gefährlicheren Waffen, nämlich mit glühenden Augen, durchbohrenden Blicken, mit verführerischem, schelmischem Lächeln, mit der tief verwundenden Ueppigkeit jugendlicher Anmuth, kurz mit mehr oder weniger Schutz- oder Trutzwehren, geholt aus dem bürgerlichen Zeughause des kleinen Liebesgottes, der, wie man weiß, noch heute mit Bogen und Pfeil bewaffnet ist, dahero er das Pulver nicht erfunden hat.

Was veranlaßte den zahlreichen Besuch des genannten Wirthshauses?

Ein Paar Zeilen aus einem damaligen Reisewerke sollen nicht blos diese Frage beantworten, sondern gleichzeitig die Scene veranschaulichen.

„Aber Tanzen und Fechten, lautet die betreffende „Stelle, sieht man viel in Wien, und alle Feiertage nach „der Mahlzeit lauft das Volk haufenweise zusammen in „etliche Wirthshäuser, allwo man einiges Getänze in den „inwendigen Zimmern angestellt findet. Dabei in dem „inwendigen Hofe die Fechter sich tapfer sehen lassen, „denen man aus den Fenstern und von den Gängen herab „zusieht."

Getanzt wurde nun im goldenen Pfau an dem obbenannten Nachmittage nicht, denn der damalige Bischof, Herr Melchior Khlesl, war nicht dazu angethan, den Wienern an einem „Marientage" das Tanzen zu erlauben, dafür aber wurde um so wackerer gefochten.

Und wie gefochten.

Herr Kaspar Lametzhofer, ein Meister des langen Schwerts nach heutiger Bezeichnung „ein Fechtmeister", hatte die obrigkeitliche Erlaubniß erhalten, ein „Rürfechten" zu geben, das ist ein Fechten, bis Blut fließt*) und lud die Freifechter ein, sich mit ihm zu messen, das ist, alle jene, die befähigt waren, wie er, Fechtspiele zu liefern.

Es gab somit im genannten Wirthshanse ein interessantes Schauspiel, und wann blieben Wiener einem solchen ferne?

Wie immer bei derartigen Spielen hatte der löbliche

*) Rüren, d. h. fließen, tropfenweise vergießen.

Stadtrath auch heute zwei „Kommissarien" beordert, um alle Unordnung hintanzuhalten, die etwa vorkommenden Streitigkeiten zu schlichten, kurz das Kampfspiel zu überwachen.

Wir machen also die Leser zu Zeugen eines Miniatur-Fechttourniers, wobei ein kleiner viereckiger Hofraum die Arena, die Gänge und Fenster aller Stockwerke des Hauses die Tribünen bilden und wo die Zuschauer, eine Folge der bereits hereindämmernden Kultur, Leggeld, oder wie man sich jetzt ausdrückt, Entree bezahlen mußten.

Zu Gunsten des mannhaften Theils der Anwesenden muß bemerkt werden, daß nicht bloße Schaulust und Neugierde sie hieher gelockt, sondern der Wunsch und das Bedürfniß, sich in der edlen Fechtkunst zu unterrichten, denn damals trug Jedermann sein Schwert an der Seite, der Rath wie der Bürger, der Meister wie der Geselle, der Student wie der Doctor der freien Künste und wer weiß es nicht, wie oft diese Schwerter gezogen wurden, in Raufhändeln untereinander, im Widerstande gegen die immer mehr hereinbrechende Willkürherrschaft der Fürsten, im Kampfe gegen den äußeren Feind.

Wollten wir dem verführerischen Locken der uns vorliegenden gedruckten Quellen nachgeben, so könnten wir uns in einer weitläufigen Schilderung des Kampfspiels ergehen und erzählen, wie viele Gänge Herr Lametzhofer mit diesem und jenem seiner auftretenden Gegner gemacht wie er einen mit dem Rapiere zum Taumeln gebracht, den anderen mit dem Schwerte verwundet, den dritten gar unterlief und zu Boden warf, daß ihm, nach der

Redeweise der Wiener die Rippen krachten, und das Blut, wohl aus keiner Wunde, dagegen aus Mund und Nase lief, denn Blut mußte bei einem „Rürfechten" fließen, wie denn zur Feier einer fast gleichzeitigen Krönung ein derartiges Festspiel veranstaltet worden, wo man nach dem Ausdrucke des Chronisten „kaum mit dem ganzen Kopf davon khumen."

Und Herr Lametzhofer hielt sein Programm genau ein, viel genauer wie unsere Akademie-Peiniger zu wohlthätigen Zwecken; das Publikum erwies sich auch dankbar, es klatschte dem Sieger Beifall zu und verhöhnte nach altem und neuem Brauch den Besiegten.

Vier Gegner hatte der Fechtmeister bereits überwunden, darunter sogar einen „aprobirten Meister des langen Schwerts"*), folglich einen, der ihm in seiner Kunst und in seinem Erwerbe Konkurrenz machte.

Bei diesem Kampfe mußten die Abgeordneten des Stadtrathes interveniren, der bereits Verwundete wollte

*) In dem den Meistern des langen Schwerts von Kaiser Friedrich IV. ertheilten Privilegium (1487), worin sie zu einer förmlichen Zunft vereinigt wurden, heißt es unter Anderem: „. . . und thun kund jedermänniglich, daß wir den Meistern des „Schwerts, diese sonder Gnad gethan und ihnen vergönnt und „erlaubet haben, thun, gönnen und erlauben ihnen von römisch „kaiserlicher Macht wesentlich in Kraft dieses Briefs, also daß „nun hinfüro allenthalben in dem heiligen römischen Reiche sich „niemand einen Meister des Schwerts nennen, Schul halten, „noch um Geld lernen soll, er sei dann zuvor von den Meistern „des Schwerts in seiner Kunst probirt und zugelassen u. s. w."

das Spiel fortsetzen, um seine Geschicklichkeit wieder zu Ehren zu bringen, allein da dem Wortlaute des Programms Genüge geschehen, da bereits Blut floß, und die Erbitterung leicht zu einem tödtlichen Stoße hätte führen können, so mußte der Besiegte abtreten und seinem geschickteren Rivalen den Kampfplatz überlassen.

Er war aber auch ein Mann dieser Lametzhofer, wie geboren zum Meister des Schwerts.

Schon sein Aeußeres flößte Respekt ein.

Sein Brustkasten ein gewölbter Panzer von Bein, seine Muskulatur befähigt einem Jahrhunderte zu trotzen, seine Arme wuchtig, dabei aber doch gelenkig, die Augen voll Feuer, das Antlitz voll Leben.

Wo er stand, schien er in dem Boden gewurzelt, wenn er ausfiel, zitterte unter seinem Tritt das Erdreich.

Er trug ein Kleid nach spanischer Mode, doch ohne den Mantel und das befiederte Barett, er hatte beide abgelegt, um sich dem Gegner ganz bloß zu geben.

Nach dem Siege über seinen Rivalen pflanzte er sich in die Mitte der Arena, ließ den erhobenen Kopf eine Kreislinie beschreiben, wobei er mit einem kecken Blicke neue Gegner herausforderte.

Athemlose Stille — Niemand wagte es mehr, dem Siegreichen sich entgegen zu stellen.

Herr Lametzhofer war schon d'ran, vor den Zuschauern sich zu verbeugen und das „Nürfechten" für beendet zu erklären, als aus einer der Fremdenstuben des ersten Stockwerkes ein junger Mann heraustrat, sich auf das den Gang umfassende Eisengeländer schwang und — um

den Umweg über die Treppe zu ersparen — in den Hof hinabsprang und zwar in so mächtiger Weite, daß er kaum drei Schritte von Lametzhofer entfernt, kerzengerade zu stehen kam.

Ein Beifallssturm der Zuschauer lohnte den verwegenen Sprung, darauf folgte wie aus einem Munde ein Ruf der Verwunderung, des Entzückens.

Letzterer galt der Persönlichkeit, der Erscheinung des jungen Mannes.

Er war im vollsten Sinne des Wortes ein Adonis.

Dem Wiener Fechtmeister gegenüber stand der Alcibiades des französischen Hofes — Marquis François de Bassompiere!

. . . .

Man erlasse uns, die Persönlichkeit des jungen Mannes zu schildern, sie wäre unvollkommen, wenn wir auch noch so viele Worte verwendeten, nur der bildenden Kunst ist es vorbehalten, getreue Portraits zu bieten.

Um aber doch ein beiläufiges Bild zu liefern, sei erwähnt, daß der Marquis, damals vierundzwanzig Jahre alt, von schlankem, tadellosem Wuchse war.

Sein Lockenhaar, die deutsche Abstammung verrathend, war blond, das Auge tiefblau, auf dem Antlitze mischten sich Lilienschnee und Rosenblut; dabei entfaltete er in jeder seiner Bewegungen eine unnachahmliche Grazie, jetzt biegsam wie ein Weidenzweig, dann wieder hart und starr wie ein Eichenstamm.

Man durfte ihn nur anblicken und man wußte auch

schon, daß er ein gewandter Reiter, ein graziöser Tänzer, ein kühner Fechter sei.

Was führte François de Bassompiere nach Wien?

Wir werden es später erzählen, jetzt wollen wir seinem Wiener Debüt als Freifechter folgen.

Der Marquis lächelte anmuthig, nickte dem Fechtmeister einen freundlichen Gruß zu und sagte in deutscher Sprache, jedoch mit einem etwas fremdartigen Accent: Ist noch Ein Gang gefällig?

Lametzhofer neigte stolz das Haupt und erwiederte: Ich bin dazu bereit. Wen habe ich die Ehre, mir gegenüber zu sehen?

Ich bin der Marquis François de Bassompiere!

Lametzhofer verbeugte sich womöglich noch stolzer, denn nun hatte er es mit einem Kavalier zu thun, kehrte sich dann dem Publikum zu und rief laut den Namen seines neuen Gegners, was er auch bei keinem früheren verabsäumt hatte.

Ein Murmeln des Beifalls durchlief die provisorischen Tribünen, das Bürgerthum freuete sich, den Edelmann auf der bürgerlichen Kampfstätte zu erblicken.

Der Marquis blieb dafür nicht unempfindlich, er widmete den Zuschauern einen Kreisblick, das heißt, er gedachte es zu thun, ohne es völlig zu Stande zu bringen, denn schon im ersten Momente blieb sein Augenstrahl an einem Mädchen haften, dessen Schönheit ihm ebenso auffiel, wie die fremdländische Tracht.

Das Auge des Kavaliers löste sich rasch von dem be-

strickenden Gegenstande, doch schon war der Entschluß gefaßt, ihn nach Beendigung des Kampfes wieder zu suchen.

Bassompiere entledigte sich seines Schwertes, wählte eines unter den ihm von dem Fechtmeister dargereichten, näherte sich hierauf seinem Gegner, und indem er die Worte „Mit Erlaubniß" sprach, zeichnete er ihm mit raschen Strichen ein weißes Kreuz auf den rechten Schenkel.

Der Fechtmeister verstand das Zeichen und verzog seine Miene zu einem spöttischen Grinsen, dem Publikum aber war es neu, es wartete daher lautlos auf die Bedeutung dieses Vorgehens.

Die Aufklärung sollte ihm bald werden.

Die Fechter nahmen Stellung, der Kampf begann.

Lametzhofer befand sich, was physische Kraft betraf, offenbar im Vortheile, ein Umstand, der ihm im Stoßfechten — das Hiebfechten war damals noch nicht zur Kunst erhoben — wohl zu Statten kam.

Er führte daher gleichsam zur Einleitung rasch nach einander ein Paar einfache, das heißt gerade Stöße, welche von dem Marquis beinahe geringschätzig parirt wurden.

Hierauf folgte von Seite des Meisters eine Finte, der Freifechter aber ließ sich durch den Schein zu keiner falschen Bewegung verleiten, und gab somit dem Gegner keine Blöße.

Lametzhofer, seiner Absicht sich mehr nähernd, versuchte ein Paar degagirte, das heißt flüchtige Stöße, die, wie natürlich, zu keinem Ziele führten, darauf seinen Plan enthüllend, begann er zu stringiren.

Er suchte nämlich die Klinge des Gegners durch die

eigene seitwärts zu drücken, wobei er auf seine überlegene physische Stärke rechnete; gelang ihm sein Vorhaben, so gedachte er zu battiren, das heißt den Gegner durch einen schrägen Hieb, dem rasch ein degagirter Stoß folgen sollte, zu treffen.

Bassompiere, obwohl dem Aeußeren nach viel schwächer als sein Gegner, besaß doch Armkraft genug, die erstere Absicht des Fechtmeisters zu vereiteln. Beide Klingen schwirrten wie Blitze aneinander und schienen ein paar Sekunden lang eine einzige zu sein. Diese unerwartete Stärke überraschte den Angreifer und machte ihn über den Gedanken, was er nun ausführen solle, einen Moment lang unschlüssig.

Diesen Augenblick benutzte der Marquis.

Durch einen mächtigen Rückwärtssprung von der Klinge des Gegners sich befreiend, fiel er in der nächsten Sekunde wie der Blitz auf den Meister aus und zwang ihn zur Parade.

Lametzhofer war, ehe er sich's versah, auf die Defensive beschränkt, und nun folgten abwechselnde Stöße in so unglaublicher Schnelligkeit aufeinander, daß der Fechtmeister weniger Mühe, aber desto mehr Eile aufbieten mußte, sie zu pariren.

Der Plan des Marquis war bereits gefaßt.

Ihm, dem leichten, flinken, jungen Manne fiel es nicht schwer, den Gegner durch Ausdauer und Schnelligkeit der Stöße außer Athem zu bringen, und er erreichte dies.

Der stärkere, aber weniger behende Lametzhofer mußte

Anstrengungen machen und diese waren es, die ihn entathmeten und ermüdeten.

Je mehr der Vortheil auf Seite des Franzosen sich neigte, desto heftiger, folglich erschöpfender wurden die Bewegungen des Meisters, bereits fing er an zu keuchen und zu schnaufen, während Bassompiere, mit Ausnahme der etwas stärker gerötheten Wangen, keine Spur einer erhöhten Anstrengung zeigte.

Seine Finten und Stöße folgten sich wie Blitz und Donner, die Paraden des Anderen wurden immer unsicherer, immer schwächer; jetzt war für Bassompiere der Moment gekommen, den Kampf zu beenden, er durchhieb eine Parade des Meisters, das heißt er vereitelte sie durch einen gewaltigen Streich und benutzte die sekundenlange Wehrlosigkeit des Gegners, ihm den verwundenden Stoß beizubringen.

Seine Schwertspitze bohrte sich in den Schenkel des Gegners, genau in die Mitte des früher mit Kreide bezeichneten Kreuzes.

Die Zuschauer jubelten auf; jetzt war ihnen das Räthsel gelöst.

Der Marquis hatte vor dem Kampfe den Punkt bestimmt, wo er seinen Gegner verwunden würde, und löste seine Aufgabe meisterhaft.

Lametzhofer biß die Lippen zusammen, weniger aus Schmerz der unbedeutenden Fleischwunde, als aus Aerger, den bisherigen Nimbus der Unbesiegbarkeit eingebüßt zu haben; sein Ueberwinder, nachdem er der fremdländisch gekleideten Schönen einen flüchtigen Blick zugeworfen, den

Eindruck seines Sieges zu erkunden, reichte dem Meister mit echt französischer Courtoisie die Hand und sagte: Ihr seid ein vortrefflicher Fechter, daß ich den Sieg davon trug, verdanke ich weniger meiner Kunst als der körperlichen Leichtigkeit, die ich vor Euch besitze. Nehmt zum Andenken an das heutige Spiel diesen Ring, und solltet Ihr oder irgend Jemand von den Euren in die Lage versetzt werden, meiner Hülfe zu benöthigen, sendet mir den Ring und ich werde Euch beistehen.

Damit grüßte er freundlich und verschwand von dem Kampfplatze.

Erst als er fort war, begannen auch die Zuschauer, die sich nur schwer von seinem Anblicke trennten, sich zu entfernen, nicht ohne beifällig zu murmeln oder sogar ihre Bewunderung noch immer laut zu äußern.

Lametzhofer verband die Wunde, befahl seinem Diener, die Waffen von der Kampfstätte zu tragen und schickte sich an, diese zu verlassen, als ein herrschaftlicher Page sich ihm näherte und ihn ersuchte, ihm zu folgen.

Auf die Frage: „Wohin?" antwortete der junge Mensch: eine fremde Dame, die hier in der Herberge einlogirt, wünsche mit dem Meister zu sprechen.

Lametzhofer, seine üble Stimmung beherrschend, die Ermüdung nicht achtend, folgte der Einladung.

Der Page führte ihn in das zweite Stockwerk, öffnete eine der Thüren, und nachdem der Meister des Schwerts eine Vorstube durchschritten, gelangte er in ein Gemach, wo eine schwarzgekleidete und dicht verschleierte Frau ihn erwartete.

Die Fremde lud durch eine Handbewegung den Meister ein, sich ihr zu nähern und auf einem Stuhle ihr gegenüber Platz zu nehmen.

Nachdem er dieser Weisung nachgekommen, tönte hinter dem Schleier hervor eine äußerst wohlklingende Stimme, die sich also vernehmen ließ: Meister, ich war Zeuge des Kampfspieles und bewundere Euere Geschicklichkeit, wäre der junge Kavalier, der Euch besiegte, nicht der fünfte, sondern der erste Eurer Gegner gewesen, der Erfolg würde ein anderer geworden sein. Euer Zustand erlaubt mir nicht, Euch lange aufzuhalten, ich will mich daher mit meinem Anliegen beeilen.

Lametzhofer schaute die Verschleierte erwartungsvoll an.

Legt Ihr auf den Besitz des Ringes, den der Fremde Euch gab, hohen Werth?

Diese Frage kam dem Meister so unerwartet, daß er um die Antwort verlegen war.

Endlich erwiederte er: Ich weiß den Namen des Spenders; obwohl ich nicht die Ehre genieße, ihn näher zu kennen, ist's doch gewiß, daß er ein französischer Kavalier und darin besteht für mich der Werth des Ringes.

Mein Page theilte mir mit, der Marquis habe Euch gegen Vorweisung des Ringes seinen Dienst verheißen.

Darauf, gnädige Frau, leg ich keinen Werth, ich werde schwerlich in die Lage kommen, von seinem Anerbieten Gebrauch zu machen.

Ich will Euch ohne Umstände bekennen, daß ich mich in solcher Lage befinde und daß deshalb der Ring für mich von großem Werthe ist.

Gnädige Frau . . .

Ihr seid überrascht, ich begreife es, mein Geständniß kommt unerwartet. Ihr habt noch nicht Zeit gefunden, den Ring genau anzusehen, und schon wünscht eine unbekannte Frau ihn zu besitzen. Ich will Euch nicht verletzen, Meister, sonst würde ich Euch den zehnfachen Werth des Ringes bieten.

Um Geld ist er mir nicht feil, rief Lametzhofer eifrig.

Ich zweifle keinen Augenblick daran, deshalb ersuche ich Euch, mir die Möglichkeit zu bieten, den Ring zu erwerben.

Gnädige Frau, Sie bauen zu sehr auf ein vielleicht wenig zuverlässiges Versprechen des Herrn Marquis.

Meister, der Marquis ist Kavalier, der Erziehung nach Franzose, der Abstammung nach ein Deutscher, er wird sein Versprechen lösen.

Ihr Vertrauen ist für den Herrn Marquis sehr schmeichelhaft, weniger aber wird es die Meinung sein, die ich ihm von mir beibringe, wenn ich seiner Spende so geringschätzig mich entäußere.

Euere Einwendung ist von Gewicht, kein Ehrenmann will falsch beurtheilt sein, doch giebt's ein Mittel, das, was Euch widerstrebt, zu beseitigen. Wie Euch, bin auch ich dem Marquis unbekannt, Ihr könntet mich ihm ohne Gefährde als Euere Verwandte vorstellen . . .

Gnädige Frau, rief Lametzhofer, noch mehr wie früher überrascht.

Das heißt freilich einen zweifachen Dienst von Euch begehren, allein was kann eine schwache Frau Besseres

thun, als sich an den Edelmuth des Mannes wenden? Ihr treibt ein ritterlich Gewerbe und dieses setzt ritterlichen Sinn voraus.

Gnädige Frau, Sie sollen sich in mir nicht täuschen, dem Schwächeren zu dienen, ist Mannespflicht, jedoch nur so lange, als man damit einer guten Sache dient.

Meine Sache ist eine gerechte, ich schwöre es Euch bei dem Kreuze, an dem der Erlöser litt.

Der feierliche Ton der Verschleierten machte auf den Fechtmeister einigen Eindruck.

Gnädige Frau, sagte er, ich bin weder hartherzig noch eigensinnig, geben Sie mir wegen dessen, was Sie Ihre gute Sache nennen, einige Beruhigung und ich will, jedoch ohne Sie für meine Verwandte auszugeben, bei dem Marquis Bassompiere Ihr Fürsprecher sein.

Die schwarze Dame ließ Eine Minute lang das verschleierte Haupt sinken, das einzige Symptom, welches erkennen ließ, daß sie nachsinne, dann erhob sie es und fragte: Seid Ihr vermählt, Meister?

Ja, gnädige Frau.

Glücklich vermählt?

Ich besitze keinen Grund über meine Ehewirthin zu klagen.

Hat der Himmel Euere Ehe gesegnet?

Reich ist der Segen nicht, versetzte der Fechtmeister, trotzdem vollendet er mein häusliches Glück; ich bin Vater eines jetzt zwölf Jahre alten Mädchens.

Bei dieser Antwort ließ die Fremde einen Ruf freudiger Ueberraschung vernehmen, sie erhob sich behende vom

Sitz, faßte die Hand des Meisters und sagte: Ich bitte Euch, folgt mir in die Stube nebenan.

Lametzhofer, dessen Neugierde sich noch mehr steigerte, vergaß schier auf sein verwundetes Bein und folgte der Dame.

In das angrenzende Zimmer getreten, sah er ein junges, beiläufig dreizehnjähriges Mädchen, welches auf einem Sopha saß und dessen Anblick einen angenehmen Eindruck hervorbrachte.

Das junge Wesen war zart gebaut, brünett, schwarzäugig, lebhaften, verständigen Blickes, und schaute den Fremden mit einer Art freundlicher Neugierde an.

Der Dienst, den ich von Euch erbitte, löste die Dame das Stillschweigen, hat zum Zwecke, diesem armen Wesen seinen Vater zu erobern.

Die wenigen Worte boten der Phantasie des Meisters reiche Beschäftigung, er sah das kummervolle Dasein einer verlassenen Frau und Mutter, er gedachte der durch eine Reihe von Jahren vergossenen Zähren, und fühlte den ganzen Inhalt des Schmerzes.

Ist es schon lange her, daß Ihr Gatte Sie verließ?

Der Vater meines Kindes, murmelte die Verschleierte, war mein Gatte nicht.

Jesus Maria! rief der Meister erschüttert, und nach einer kurzen Pause setzte er mitleidsvoll hinzu: Arme Mutter, armes Kind!

Das Mädchen hatte schon früher sein Antlitz mit den zarten, weißen Händchen bedeckt und schluchzte.

Lametzhofer, auf's Tiefste gerührt, zog den von dem

Kavalier erhaltenen Ring hervor, übergab ihn der Dame und sagte: Es steht mir nicht zu, Ihren Geheimnissen weiter nachzuforschen, ich weiß genug, um Ihnen zu willfahren.

Darauf versetzte die Dame: Mir aber steht es nicht zu, einem Manne, von dem ich so hohen Dienst anspreche, nicht Alles zu entdecken, ich werde Euch daher mein Geheimniß enthüllen, doch heute nicht, Ihr bedürft wegen Eurer Wunde der Ruhe, im Hofe harrt, von meinem Pagen besorgt, eine Sänfte, laßt Euch nach Hause tragen und besucht mich nächster Tage wieder. Meine Abreise eilt nicht. Marquis Bassompiere wird sich mehrere Tage durch aufhalten, und so lange er bleibt, werde auch ich verweilen.

Lametzhofer versprach zuverlässig wieder zu kommen, verabschiedete sich und verließ dann das Gemach und gleich darauf in einer Sänfte den Gasthof.

Sehen wir uns nach dem Marquis von Bassompiere um, wohin begab er sich nach seinem Debüt als Freifechter?

Der junge Kavalier war am Morgen des bezeichneten Festtages mit einem stattlichen Gefolge in Wien eingezogen und im Gasthofe zum goldenen Pfau eingekehrt.

Seine Absicht war, nach Ungarn zu ziehen, um als Freiwilliger gegen die Türken zu kämpfen.

François war — am Fenster seiner Stube — Zeuge des Fechtspiels und nahm, von jugendlichem Uebermuthe verführt, Theil daran.

Nach dessen Beendigung suchte sein Blick die Schöne in der fremdländischen Tracht und fand sie nicht.

Sie kann das Haus noch nicht verlassen haben, dachte er und eilte an's Thor mit dem Vorsatze, den Austritt der Reizenden abzuwarten und ihr dann zu folgen.

Aber siehe da, die Unbekannte mußte sich bereits vor Beendigung des Kampfspiels oder mindestens unverzüglich nach demselben zurückgezogen haben, denn ein Blick die Straße abwärts ließ ihn das Kleid der Forteilenden erkennen.

Sie bog eben durch eines der Gäßchen nach dem „neuen Markt“ ein.

Bassompiere eilte ihr nach.

Auf dem geräumigen Platze angelangt, war der Gegenstand seiner Aufmerksamkeit verschwunden, dagegen gewahrte der Kavalier eine von zwei Pferden getragene Sänfte, die sich eben in Bewegung setzte.

Der Gedanke, die Unbekannte befinde sich darinnen, lag nahe.

Der Marquis verdoppelte seine Eile, strich an der Portechaise vorüber und erspähte durch das geschlossene Fenster die Farben des fremdländischen Kleides.

Sie ist es, dachte der siegreiche Freifechter, jetzt erübrigt mir nichts, als ihr zu folgen.

Und er that es.

Zweites Kapitel.

Marquis de Bassompierre macht die Erfahrung, daß man auch in Wien Abenteuer erleben kann.

Die Sänfte, welche dem Deutsch-Franzosen nachging, wurde von einigen mit Hellebarden bewaffneten Knechten beschützt, eine Maßregel, die in jener wilden zügellosen Zeit selbst in den Straßen Wiens beinahe eine Nothwenkeit war, daher auch reiche Bürgersfrauen sich ihrer bedienten.

Die Anwesenheit der Bewaffneten gab demnach für den Stand der Dame kein untrügliches Kennzeichen.

Bassompiere forschte nach einem Wappen, er fand keines; doch auch das berechtigte ihn noch nicht zu einem Schlusse, da Damen von Rang, wenn sie sich incognito unter das Volk mischten, Alles, was ihre Abstammung verrieth, beseitigten.

Das durch die äußere Erscheinung der Dame angeregte Interesse steigerte sich also durch die Ungewißheit ihres Standes.

Wer sie auch immer sein mag, sprach der Marquis für sich, sie verdient, daß man ihr nachgehe. Weiß ich einmal, wo sie wohnt, dann werde ich auch erfahren, wer sie ist, und kenne ich Stand und Name, so suche ich Gelegenheit, mich ihr zu nahen; wer sucht, der findet, und ich war bisher noch immer so gesegnet, zu finden. Pardieu, die Straßen in der guten Stadt Wien sind gerade so eng, so schmutzig und so winklig wie die von Paris; wenn die reizende Unbekannte nicht bald Halt macht, werde ich Mühe haben, meinen Gasthof wieder zu finden. Zum Glücke bin ich der Landessprache mächtig, werde mich also, wenn nicht durchfinden, so durchfragen, einen anderen Ariadnefaden giebt es wohl für dieses Straßen-Labyrinth nicht. Was ist das? Die Sänfte hält an, und zwar gerade auf einem Platze vor einer Kirche, mein Engel wird doch nicht in die Kirche gehen? Sind Engel nicht überall im Himmel, wozu bedürfen sie einer irdischen Kirche? Früher Nürfechten und darauf einen Vespersegen. Sie giebt dem Kaiser, was des Kaisers ist. Ich bin zwar ein ehrlicher Liguist, allein jetzt in die Kirche zu gehen, bin ich keineswegs gesonnen. Die Sänfte hält noch immer, allein niemand steigt aus. Ah, was ist das?

Der Marquis unterbrach sein Selbstgespräch, um dem, was vorging, die ungetheilte Aufmerksamkeit zuwenden zu können.

Wir wollen nur gleich erwähnen, daß die von Bewaffneten beschützte Portechaise auf dem Platze vor der Kirche zu St. Michael stille hält.

Der Zweck dieses kurzen Aufenthaltes zeigte sich bald.

Aus einem der Häuser stürzte ein Mann und eilte auf die Sänfte zu.

Er mußte offenbar unter dem Hausthore auf die Rückkehr derselben gewartet haben, und that nun sein Möglichstes, schnellstens auf dem Platze zu sein.

Ein Fenster der Portechaise wurde herabgelassen, das reizende Antlitz der Unbekannten, von einem freundlichen Lächeln umstrahlt, ward sichtbar.

Bassompiere fühlte etwas wie einen Herzensstich.

War's die gelbhäutige Schlange des Neides oder die der Eifersucht, die sich in ihm regte?

Ich will verdammt sein wie der erste beste Hugenott, murmelte er, wenn das nicht ein Liebespärchen ist! Sie hört nicht auf, ihn anzulächeln, und sein Blick ruht verzehrend auf ihren Reizen. Sie scheinen sich lange nicht gesehen zu haben, sprechen eifrig miteinander, wenn man nur wüßte, was? Ich will versuchen, mich zu nähern.

Während der Marquis auf die Portechaise losschritt, wurde das tête-à-tête plötzlich unterbrochen.

Von dem nahen Thurme herab ertönte das Geläute einiger Glocken.

Was auf dem Platze ging oder stand, sank auf die Kniee.

Bassompiere warf einen Blick auf das Kirchenportal und sah einen Priester herausschreiten, um einem Sterbenden die letzte Wegzehrung zuzutragen.

Der Liguist ließ sich ebenfalls auf das Knie nieder, in dem Augenblicke aber, als er dieses that, hörte er die Dame zu dem Manne sprechen: „Heute Abend um acht

Uhr im Weingartenhause am Alseck!" worauf die Sänfte mitsammt ihrer Begleitung sich in eine eilige fluchtähnliche Bewegung setzte, während der Mann an derselben Stelle, wo er früher stand, auf die Knie fiel und wie die übrige Welt dem Allerheiligsten seine Verehrung bezeigte.

Nach empfangenem Segen begleitete die Menge den Priester dem religiösen Gebrauche gemäß bis an das Sterbehaus, Bassompiere aber unterließ dies und eilte die Gasse hinauf, durch welche die Sänfte sich entfernt hatte.

Es war die Herrengasse.

Die eben erlebte Scene bot dem jungen Kavalier einiges Licht.

Die Schöne, dachte er, ist entweder eine Jüdin oder eine Hugenottin, in jedem Falle eine Ketzerin, der junge Mensch, der sie erwartet hatte, ist Katholik, der Glaubenszwiespalt scheint aber ein Hinderniß ihres Glückes nicht abzugeben, denn sie hätte ihm sonst keine Schäferstunde im Weingartenhause am Alseck verheißen. Die Adresse will ich meinem Gedächtnisse wohl einprägen. Wozu das? Die Herzenskammer dieser Dame ist bereits vergeben oder scheint es mindestens zeitweilig zu sein, überdies ist sie eine Ketzerin, und zwar eine reizende Ketzerin, was die Sache um so schlimmer macht. Wer aber mag sie sein? Ist sie vermählt oder nicht? Ich weiß nicht, ist es Neugierde, die mich ihr nachzieht, oder ist's Bosheit, die mich drängt, einem Glücklichen den Liebesweg mit Dornen zu bestreuen, oder ist's endlich Eitelkeit, die mich antreibt, einen Sieger zu besiegen, wie beim Rürfechten im goldenen Pfau? Genau erwogen, wär's klüger umzukehren,

denn wenn auch keine Gefahr blüht, wird höchst wahrscheinlich irgend eine Verlegenheit und Unannehmlichkeit daraus entspringen, warum mich also solchen Möglichkeiten aussetzen?

Trotz dieser sehr klugen, sehr gerechtfertigten Frage hörte Bassompiere doch nicht auf, der Sänfte, deren er wieder ansichtig geworden war, zu folgen.

Was seine Vernunft auch dagegen einwenden mochte, er wurde von dem Gegenstande unwiderstehlich angezogen, wie das Eisen vom Magnet, oder um ein passenderes Gleichniß zu wählen, da sein Herz keineswegs von Eisen war, wie der Schmetterling von der Rose.

Pardieu, jetzt passire ich gar ein Stadtthor, murmelte der Liguist, als das dunkle Schottenthor sich über seinem Haupte wölbte, die Ketzerin wohnt am Ende vor der Barriere draußen und ich höre nicht auf, ihr nachzutraben; wenn das keine Thorheit ist, so habe ich in meinem Leben noch keine begangen. Bah, was verschlägt eine mehr oder weniger? Ich stehe auf dem Punkte, gegen die Ungläubigen zu ziehen, werde einige Türken mehr niedersäbeln und damit meine alten und neuen Sünden und Thorheiten los werden. Ein rechter Mann macht auf halbem Wege nicht kehrtum; da ich einmal so weit ging, so will ich den Rest nicht scheuen und bis an's Ende ausdauern. Allons, François, die schöne Ketzerin wird nicht mehr aus dem Aug' gelassen und zöge sie schnurstracks der Hölle zu.

Nach der Hölle ging nun der kleine Zug nicht, wohl aber nach Hernals, welches kleine, nahe bei Wien gelegene Dorf in den Augen der Strenggläubigen von damals

nicht viel besser war wie die Hölle, denn es bildete den Heerd des Protestantismus in Nieder-Oesterreich, was der liguistische Kavalier, der so eben seinen ersten Wiener Ausflug machte, freilich nicht wußte, und selbst im entgegengesetzten Falle nicht beachtet haben würde.

Der Weg vom Schottenthore bis nach Hernals gehörte in jenen Tagen weder zu den bequemen noch angenehmen.

Das früher blühende Dorf Siechenals, wo die heutige Alservorstadt steht, war bei der ersten Türkenbelagerung von Grund aus zerstört worden, zur Zeit unserer Erzählung zeigten sich wohl schon einzelne Neubauten, im Ganzen genommen war aber der Grund mit Steinschutt und Buschwerk bedeckt, über welches hie und da dürftiges Zwergholz emporragte.

Der milde Herbstabend bestrebte sich zwar, das öde Bild zu beleben, allein er verschwendete das letzte Gold seiner sinkenden Sonne daran, wie ungefähr der ruinirte Mann, der mit den letzten Resten seiner Goldstücke an den Schein seiner einstigen Wohlhabenheit gern glauben machen will.

Bassompiere war zu sehr mit dem Abenteuer, worin er in einem ihm gewohnten Element lustig umherschwamm, beschäftigt, um den Gegenständen um ihn Aufmerksamkeit zuzuwenden; Zeit und Pfad zogen unbemerkt an ihm vorüber, und so kam es, daß er gleichsam aus einem angenehmen Traume erwachend, plötzlich stehen blieb, als die Portechaise sammt ihrer Begleitung in der Thorhalle eines niedlichen Landhauses verschwand.

Bassompiere betrachtete so genau, als der Schleier der Abenddämmerung es gestattete, das Haus, welches jetzt den Gegenstand seines Interesses barg. Es war schmuck- und zierlos. Sein nichtssagendes Aeußere ließ auf den Charakter seines Inneren keinen Schluß ziehen.

An einen schattenreichen Garten gelehnt, schien es sich dem neugierigen Auge entziehen zu wollen, was ihm aber nicht ganz gelang, da seine Vorderfront nach der Straße zu bloßgestellt war.

Der Marquis nickte nun zufrieden vor sich hin und murmelte:

Jetzt weiß ich zwar nicht viel mehr wie früher, es genügt jedoch, Nachforschungen zu beginnen und daran will ich unverzüglich gehen.

Einen spähenden Blick umher sendend, gewahrte er, kaum zweihundert Schritte entfernt, eine Hütte, welche die nächste Nachbarschaft des Landhauses bildete.

Er begab sich dahin und fand, auf einem Schemmel vor der Hausthür sitzend, einen Greis, dessen Jacke und Mütze den Landmann zu verrathen schienen.

Mit Verlaub, redete Bassompiere ihn nach einem flüchtigen Gruße an, wem gehört jenes Haus, dessen Fenster herüberschauen?

Jenes Haus, gab der Gefragte Bescheid, ist mein Eigenthum.

Die Antwort, weil ganz unerwartet, überraschte den Kavalier.

Die Schöne in der Sänfte, dachte er, wird doch nicht seine Tochter sein?

Und nach einer kurzen Pause fuhr er laut fort: Ihr scheint auch der Besitzer dieser Hütte zu sein.

Ich scheine nicht blos, sondern bin es in der That, versetzte der Greis lächelnd.

Dieser Umstand, sagte hierauf Bassompiere, zwingt mich, meine Fragegestaltung zu ändern. Ich bitte Euch daher, mir zu sagen, wer bewohnt jetzt jenes Haus?

Bei dieser Frage richtete sich der Alte empor und der Marquis gewahrte, daß dies mittelst einer ihm bisher unbemerkt gebliebenen Krücke geschah.

Dem alten Manne fehlte das linke Unterbein, ein Stelzfuß vertrat dessen Stelle.

Mein Herr, erwiederte nun erst der Eigenthümer der Hütte und des Landhauses, bevor man Auskünfte ertheilt, wie die, welche Sie verlangen, muß man auch wissen, wem man sie giebt.

Ich bin Kavalier.

Das verräth Ihre Kleidung und Ihre Erscheinung.

Ich bin ein Fremder.

Das läßt mich Ihre Aussprache erkennen, allein mir genügt weder dies noch jenes, ich bitte, mir Ihren Namen zu nennen.

Es ist kein Grund vorhanden, ihn zu verhehlen, obwohl ich nicht einsehe, was es Euch frommen kann, einen fremden, nie gehörten Namen zu erfahren.

Wer weiß, ob dem so ist. Mir sind die Namen vieler Kavaliere geläufig.

Ich bin hier auf der Durchreise nach Ungarn, um mich dem kaiserlichen Heere als freiwilliger Kämpfer gegen

die Ungläubigen anzuschließen, ich bin der Freiherr Franz von Betzstein.

Der Stelzfuß stieß einen lauten Ruf freudiger Ueberraschung aus.

Meine Familie scheint Euch bekannt?

Sind Sie ein Verwandter des Barons Christof von Betzstein?

Ich bin dessen ältester Sohn.

Der Stelzfuß zog jetzt ehrerbietig seine Mütze und sagte: Herr Baron, ich lade Sie ein, unter mein schlichtes Dach zu treten, ich habe unter dem Oberbefehl Ihres Herrn Vaters bei Ivry gefochten.

Wurdet Ihr dort verwundet?

O nein, zwei Jahre später, in den Niederlanden war es, wo ich für mein gesundes Bein dieses Holz — er schlug dabei mit der Krücke an den Stelzfuß — eingetauscht. Ich bitte, Herr Baron, treten Sie ein.

Bassompiere nahm die Einladung an.

Der Zufall, dachte er, ist mir günstig. Das Rendezvous am Alseck wird erst um acht Uhr stattfinden, bis dahin ist mir hinlänglich Zeit geboten, die alte Kriegsgurgel auszuholen und vielleicht sogar für meine Pläne zu gewinnen.

Er trat von dem Stelzfuß gefolgt in die Hütte.

Für den mit der Familie der Bassompiere unvertrauten Leser sei hier vorläufig oberflächlich erwähnt, daß der Marquis, indem er sich einen Freiherrn von Betzstein nannte, keine Unwahrheit sprach, sondern seinen ursprünglichen deutschen Familiennamen angab.

Der Alte zündete mittelst eines Schwefelfadens eine Lampe an und verscheuchte, indem er die Fenster blendete, den letzten Rest des von außen hereindringenden Zwielichtes.

So, mein Herr Baron, sagte er, nun nehmen Sie Platz und beehren Sie die Hütte eines alten Kriegsmannes. Ihr Herr Vater mochte wohl nie gedacht haben, daß der alte Daniel je in die Lage kommen werde ...

Wie ist Euer Name? unterbrach Bassompiere den Stelzfuß.

Daniel Lusch. Der Name ist Ihnen ganz fremd, glaub's gerne. Anno Neunzig, an dem verfluchten 14ten März, als wir bei Ivry den Kürzeren zogen, liefen Sie noch in den Knabenschuhen, überdies ist der Name eines schlichten deutschen Reiters viel zu minder, um von einem Feldherrn beachtet zu werden. Des Führers gedenken Tausende so lange sie leben, er kann sich nur der Schaar erinnern, des Einzelnen selten. Dort der Reitersäbel und der Brustpanzer an der Wand, hier das Bein von Holz sind die greifbaren Merkmale meines einstigen Standes.

Mein lieber Daniel, ich bin erfreut, auf einen Mann gestoßen zu sein, der unter meinem Vater focht, denn nun darf ich auf die gewünschte Aufklärung hoffen.

Sie wollen wissen, wer jenes Haus bewohnt?

Das ist's, mein Alter.

Daniel Lusch zog seine Stirne in Falten, zeigte eine sehr bedenkliche Miene und sagte warnend: Herr Baron, bleiben Sie jenem Hause ferne.

Warum das? Ich bin zwar gewohnt, auf Einwen-

dungen zu hören, Warnungen zu beachten, allein ich muß auch die Gründe kennen.

In jenem Hause, fuhr Lusch mit Nachdruck fort, verbirgt ein Todfeind Ihres Hauses einen Schatz.

Bassompiere lächelte jetzt und erwiederte: Der Schatz hat zwei Füßchen, ein Paar glühende Augen, küßliche Lippen, kurz es ist ein allerliebster Schatz. Allein gerade deshalb interessirt er auch mich. Doch sprechen wir vorerst von dem Feinde meines Vaters und dann von dem Schatz. Mein Vater, als eifriger Liguist bekannt, besitzt zweifelsohne unter dem protestantischen Adel dieses Landes eine Menge Feinde, wer ist derjenige, dem jener Schatz angehört?

Ich bin nicht ermächtigt, seinen Namen zu nennen, es genüge Ihnen zu wissen, daß er im kaiserlichen Heere in Ungarn dient.

Ist er hier anwesend? fragte Bassompiere mit gesteigerter Neugierde.

Nein, er steht in diesem Momente vor Ofen.

Oh, oh! rief der Marquis im Tone eines Menschen, dem eine interessante Enthüllung zu Theil wird.

Er gedachte nämlich des Mannes, welchem auf dem Platze vor der Kirche ein Rendezvous verheißen wurde und schloß daraus auf die Untreue der Dame, deren Geliebter vor Ofen den Türken gegenüber stand.

Der Stelzfuß mißdeutete den Ausruf des Barons. Er wähnte, dieser habe den Namen des Feindes errathen, und enthielt sich daher jeder Gegenäußerung.

Der junge Kavalier bewegte sein Haupt wie Jemand,

der einer Verwunderung nicht los werden kann und murmelte: Pardieu, in diesem Falle wäre ich eigentlich der Dritte und ich bin gewohnt, der erste zu sein.

Was sagen Sie, Herr Baron?

Hört mich an, Daniel, sagte Bassompiere, einen Entschluß fassend, die junge Dame, welche jenes Landhaus bewohnt, ist, wie Ihr behauptet, die Geliebte eines Mannes, welcher der Todfeind meines Vaters, folglich auch der meinige ist.

So verhält es sich, Herr Baron.

Es steht aber geschrieben, daß man seinen Feinden Gutes erweisen soll.

Wer sich so weit zu erheben vermag, ist ein hochherziger Mann.

Ich will mich so weit erheben und den fernen Feind vor einem Betruge bewahren. Jene Dame ist eine ungetreue . . .

Meine Wahrnehmung bestätigt sich! rief der Alte bestürzt. Doch wie . . .

Laßt die Fragen und antwortet mir, fiel ihm der Marquis in die Rede, wo heißt es hier am Alseck?

Am Alseck, antwortete Lusch, heißt zwischen hier und Dornbach eine Hügelkette, die mit Weinpflanzungen besetzt ist . . .

Besitzt die Dame dort ein Weingartenhaus?

Die Dame besitzt weder dort noch hier eine Liegenschaft, sie ist blos eine derzeitige Bewohnerin des Landhauses, zu welchem ein Weingarten am Alseck gehört. In jenem

Weingarten befindet sich ein Häuschen, das sie ebenfalls benutzt, sollte sie dort ....

Ja, dort ist der Schauplatz ihrer Untreue. Heute um die achte Stunde empfängt sie dort ihren zweiten Geliebten.

Schmach über die Schändliche!

Der Stelzfuß hatte diesen Ausruf eben gethan, als Pferdegetrabb erscholl, welches sich der Hütte näherte und an derselben verstummte.

Lusch stürzte an's Fenster, warf einen Blick hinter den gelüfteten Vorhang, ließ diesen rasch wieder sinken und flüsterte, sich dem jungen Kavalier zuwendend: Um Gott, Herr Baron, Er ist es, verbergen Sie sich, treten Sie in jene Kammer!

Und als Bassompiere Einwendungen erheben wollte, fuhr der Alte dringender fort: Ich beschwöre Sie um Ihres und meines Wohles Willen, bleiben Sie dort, bis Er sich entfernt hat.

Der junge Kavalier fügte sich.

Er hatte die Thür der angrenzenden Kammer kaum hinter sich zugezogen, als jene der Stube aufflog und ein Mann in einen schwarzen Reitermantel gehüllt, mit einer Wachsmaske vor dem Gesicht, stürmisch hereintrat.

Bassompiere, hinter der Kammerthür lauschend, entdeckte einen Spalt, durch welchen er, was in der Stube vorging, nicht blos hören, sondern auch sehen konnte.

Der Eingetretene warf den Mantel von sich, riß die Maske vom Antlitz, und indem er sich auf den nächsten Stuhl sinken ließ, murmelte er: Ich bin entathmet, ich erstické!

Excellenz — Herr Marschall! stammelte der Stelzfuß.

Du bist doch nicht erstaunt, mich hier zu sehen? Gedulde Dich, das Sprechen fällt mir schwer, ich bedarf einiger Minuten, um zu Athem zu gelangen.

Diesem Befehle, denn ein solcher war es, folgte ein längeres Schweigen, während dessen der Angekommene nach Luft rang und Lusch seine Augen ängstlich, doch theilnahmsvoll auf ihm ruhen ließ.

Während dieser Zeit war Bassompiere Gelegenheit geboten, Denjenigen, welchen Daniel „Marschall" und „Excellenz" titulirte, genau zu betrachten.

Es war ein stattlicher, schöner Mann in der Blüthe des Lebens.

Man wird staunen und es läßt bei dem Manne auf eben so viel Schlachtenglück als Kriegswissen schließen, wenn wir sagen, daß er, der bereits zum Marschall sich emporgeschwungen, der somit ein Heer befehligte, sein vierzigstes Lebensjahr kaum erreicht haben konnte.

Sein Kopf, wir schildern nach einem vortrefflichen, gleichzeitigen Portrait, ist ein Ausbund von männlicher Schönheit.

Sein längliches Antlitz, von Ebenmaß und Harmonie, verräth in keiner Weise die Stürme und Wetter, denen es physisch und moralisch ausgesetzt gewesen. Es ist fein und zart wie ein Rosenblatt, wenn man sich ein solches von der Sonne stärker schattirt vorstellt.

Eine griechisch geformte Nase, schön geschnittene geistreiche Augen mit einer dunklen Pupille erhöhen den edlen Ausdruck des ganzen Kopfes.

Das für die damalige Mode kurz geschnittene braune Haar verräth Weichheit und sorgsame Pflege.

Ein zierlich gedrehtes Schnurrbärtchen, damit im Einklange ein Knebelbart und außer diesen ein schmales, kurzes Bärtchen unter dem Kinne, gewähren dem Gesicht ein höchst charakteristisches Aussehen.

Unter fünfhundert sich mehr oder minder ähnelnden Portraits seiner Zeitgenossen bildet dieser Kopf eine merkwürdige Specialität.

Er ist, wenn man etwa das dritte Bärtchen beseitigt, ein nach unserem Geschmacke vollkommen moderner, sein Anblick gewährt einen ruhigen, angenehmen Eindruck.

Nehmt dem Brustbilde Koller und Panzer und denkt Euch an deren Stelle ein Sammetwamms, und Ihr werdet in dem Originale einen Jünger der Muse vermuthen, eine jener idealen Naturen, welche die Liebe blos suchen, um sie zu besingen.

O, welch ein räthselhafter, unglaublicher Widerspruch bei diesem Manne!

Man möchte fast auf den Gedanken gerathen, die Seele habe sich in diesen Leib hinein verirrt.

Was wir dem Leser hier vielleicht voreilig enthüllen, konnte der spähende und lauschende Marquis freilich nicht wahrnehmen. Ihm zeigte sich blos das Aeußere und das nahm ihn ungemein für den unbekannten Mann ein, von dem er nichts wußte, als daß er Marschall und daß die treulose Dame in dem nahegelegenen Landhause seine Geliebte sei.

Letzteres schloß er aus den Worten des Stelzfußes:

„Um Gotteswillen, Herr Baron, Er ist es, verbergen Sie sich" u. s. w.

Der junge Marschall, nachdem er durch einige Minuten der Ruhe genossen und seine Brust sich weniger stürmisch hob, eröffnete das Gespräch.

Die Worte flossen rasch von den Lippen, doch merkte man die Anstrengung, welche er beim Sprechen noch immer aufbot.

Daniel, sagte er, Deine letzte Botschaft veranlaßte mich zu dieser Reise. Ich stahl mich vom Heere fort. Heute mit Tagesanbruch verließ ich das Lager und morgen Nachmittags muß ich wieder vor Ofen sein. Von Station zu Station harren meine Relais, es war kein Ritt von Ofen nach Wien, sondern ein Flug.

Ach, Euer Excellenz, hätte ich ahnen können, daß meine Botschaft Sie so beunruhigen werde ...

Würdest Du sie unterlassen haben? Und Deine Pflicht, wo wäre sie geblieben? Und mein Gebot, hättest Du es nicht erfüllt? Du hast meine Befehle zu vollziehen, ohne darob zu grübeln, was für mich daraus entstehe. Ich gedenke hier nur wenige Stunden zu verweilen, meine Anwesenheit muß ein Geheimniß bleiben wie meine Reise. Du kennst meine Feinde, die wälsche Schlangenbrut ringelt sich hinter mir her, sie begeifert mich am Hofe des Erzherzogs in Wien, am Hofe des Kaisers in Prag. Erhielte sie Kenntniß von meiner geheimen Reise —

Ach, Herr Marschall, warum begaben Sie sich in solche Gefahr? Lohnt es sich wohl der Mühe ...

Um eine Heuchlerin, die in mein Herz sich stahl, zu

entlarven, hätte ich noch mehr gewagt. Von dem Momente an, wo mir Deine Botschaft wurde, litt es mich nicht mehr im Lager; die Falsche muß Rechenschaft geben und wehe ihr, wenn sie gewogen und zu leicht befunden wird. Folge mir, Du wirst sie von Angesicht zu Angesicht anklagen, ich brenne vor Gier, zu hören, was sie darauf erwiedert.

Excellenz, stotterte der Alte, ich flehe Sie an ...

Alter, drohte der Marschall, Du hast doch nicht gelogen, nicht verleumdet?

Was ich gemeldet, ist wahr, so mir Gott helfe! Trotzdem zittere ich bei dem Gedanken, Euer Excellenz möchten sich hinreißen lassen —

Schweig und folge mir.

Excellenz, ich flehe Sie an, ich beschwöre Sie, die Wohlthaten, die ich von Ihnen annahm, mich nicht bereuen zu lassen!

Beruhige Dich, erwiederte der Marschall milderen Tones, ich werde die Rücksicht nicht vergessen, die ich Deiner Treue und Redlichkeit schulde. Ach, wäre sie wie Du! Daniel, Du weißt am besten, wie viel ich für sie gethan und wie sehr ich sie geliebt. Und nun muß ich solchen Undank erfahren. O, der Gedanke schon versetzt mich in Wuth. Komm, ich will es, folge mir!

Excellenz, es ist jetzt acht Uhr, wir werden sie nicht daheim treffen.

Wo denn sonst? fuhr der General auf's Neue auf.

Im Weingartenhause am Alseck.

Um so besser, um so besser! knirschte der Gebieter zwischen den Zähnen hervor, und mit bebenden Händen befestigte er wieder die Wachsmaske vor sein Antlitz, hüllte sich in seinen Mantel und schritt der Thüre zu.

Ich folge sogleich, sagte Lusch, ich hole nur meinen Wamms.

Während der Marschall die Stube verließ, eilte der Stelzfuß in die Kammer und flüsterte Bassompiere zu: Herr Baron, erwarten Sie hier meine Rückkehr. Er befehligt das Heer in Ungarn, dem Sie sich anschließen wollen, er ist Ihr Feind, vermeiden Sie es, heute von ihm gesehen zu werden.

Während dieser kurzen Warnung hatte der Alte seinen Wamms vom Nagel genommen und beeilte sich, dem Gebieter zu folgen.

Der Marquis besann sich eine Weile, und nachdem er seinen Entschluß gefaßt hätte, murmelte er: Ich anerkenne die Nothwendigkeit, von dem Marschall nicht gesehen zu werden, das schließt jedoch keineswegs die Möglichkeit aus, die weiteren Ereignisse dieser Nacht zu verfolgen. Sie werden jedenfalls so interessant sein, daß es sich der Mühe lohnt, sich ihretwegen einiger Gefahr auszusetzen. Ich bin neugierig, den Namen des jungen Marschalls zu erfahren, der in fünfzehn Stunden von Ofen nach Wien reitet, um seine Geliebte wegen einer Untreue zur Rede zu stellen.

Nach diesem Monologe folgte er den beiden Männern nach dem Alseck.

Es ist für die damaligen Verhältnisse bezeichnend und wäre kaum glaublich, wenn nicht Bassompiere in seinen Memoiren es selbst ausdrücklich erwähnte, daß er erst in Wien von der unangenehmen Nachricht überrascht worden sei, der Todfeind seines Hauses befehlige das kaiserliche Heer in Ungarn.

Drittes Kapitel.

Ein Herbstnachtstraum.

Mit dem Einherschreiten der schwarzen Nachtfrau entfalten die Dämonen der Menschenherzen, die Leidenschaften, ihre Schwingen.

Nicht bei Jedem ist die Nacht der Ruhe geweiht, wohl dem, dessen Haupt an weichen Pfühl sich schmiegt, dessen Lider der Schlummer stärkt, dessen Seele er erquickt.

Im Schlafe waltet entfesselt der Geist, er ist frei und erstarkt in der Freiheit.

Gerne verweilten wir an der Schlummerstätte der Zufriedenen und Glücklichen, trügen uns nicht die Wogen mit sich fort und zwängen uns, dem Strome der Ereignisse zu folgen.

Die Landschaft liegt still und ruhig vor uns.

Die Nacht hat ihre schwarzen Schleier entfaltet, die Finsterniß geberdet sich als Herrin der Welt.

Da taucht majestätisch und langsam die Leuchte empor,

gießt ein Meer von Silberlicht herab und verscheucht die Schwärze der Nacht.

Von der Erde aber sind Dünste aufgestiegen, die Dünste haben sich zu Wolken verdichtet und diese suchen nun künstlich das himmlische Licht zu verdecken.

Der Lufthauch weht eine Wolke von dannen und schon drängt sich eine andere an deren Stelle.

Doch wozu ihn weiter verfolgen den Kampf zwischen Licht und Finsterniß?

Ihr wißt ja, auch Euerem Herzen innewohnt der süße Trost, wie oft auch die Finsterniß siegt, das Licht bricht immer durch.

Das leise Murmeln eines Baches dringt in unser Ohr, es ist dies der Bach, von dem ein altes Lied singt: „Dornbach, Deine Rosen fließen!"

Er entquoll einem Gebüsche wilder Rosen, daher der Vers.

Die weinreichen Hügel jenseits des Baches heißen „Am Alseck."

Woher dieser Name?

Ein anderes Bergwasser, die Als, vermählt sich mit dem Dornbach, und in dieser Ehe behauptet sich gegen alle Ordnung und Satzung der Name der Frau.

Von dem Punkte an, wo der Dornbach in die Als aufgeht und den Namen Alserbach annimmt, hat das Lied: „Deine Rosen fließen", seine Geltung verloren, denn von da an fließt nur Schmutz und Jauche.

Doch seien wir gerecht.

Ehedem war's anders, vor Zeiten war die Als ein

lebendiges, frisches Wasser, erst die Neuzeit machte den Alserbach versiegen.

Durch das Fenster eines Weingartenhäuschens am Alseck bemerkt man ein durch Vorhänge gedämpftes Licht.

Dort drinnen in dem traulichen Stübchen ist die Ruhe noch nicht eingekehrt, dort waltet die Liebe.

Zwei treulose Herzen haben sich zusammengefunden, vier meineidige Lippen flüstern sich süße Worte zu.

Mann und Weib gehören fremden Landen an, sie entsproß dem Stamme der Helenen, über seiner Wiege wölbte sich italienischer Himmel.

Sie ist sehr schön, fast so schön wie falsch.

Die Freigebigkeit des Betrogenen hatte wie das Landhaus auch dieses Weingartenhäuschen mit allem Luxus ausgestattet, den die Zeit eben gebar.

Jeder Teppich mahnte die falsche Griechin an die empfangenen Wohlthaten, jede Vase erinnerte sie an die Großmuth des Spenders, jeder Spiegel zeigte ihr das Bild ihrer Treulosigkeit.

Umsonst, die Leidenschaft machte sie blind, die Leidenschaft machte sie taub.

Francesco, sprach sie zu dem Manne ihrer neuen Liebe, der wie ein Sklave zu ihren Füßen saß und wie ein Fürst in ihren Reizen sich sonnte, Francesco, schon tausendmal hörte ich das Geständniß Deiner Liebe und jedesmal entzückt es mich, als hätte ich es nie vernommen. Gieb mir die Lösung zu diesem Räthsel.

Was Du von mir begehrst, Siona, antwortete er, findest Du in Deinem eigenen Herzen, nicht meine Worte

entzücken Dich, sondern der Widerhall, der durch Dein Herz erzittert.

Wenn diese Lösung die wahre, dann wär's eigentlich die eigene Liebe, die uns glücklich macht.

So ist es auch und deshalb währt unser Glück auch nur so lange, als wir lieben.

O, dann werde ich bei Dir immer glücklich sein! rief sie leidenschaftlich, denn ich werde Dich immer lieben.

Täusche Dich nicht, Siona, in wessen Herz bereits eine Liebesflamme erlosch, dort lodert auch die zweite nicht auf die Dauer.

Dein Vorwurf schmerzt, Francesco, er schmerzt, weil ich ihn nicht verdiene. Seit ich Dich kenne, wurde mir erst klar, daß ich noch nie geliebt habe.

Wenn Er das hörte! lächelte Francesco.

Erinnere mich nicht an Ihn, bat die Griechin und neigte sich hinab, die Stirne des Geliebten zu küssen, vielleicht auch die Schaam zu verbergen, welche die unzarte Erinnerung wach rief, erinnere mich nicht an Ihn, denn wenn ich Ihn auch nicht liebe, so fürchte ich Ihn. Ach, wenn er ahnte —

Sei darob außer Sorge, Deine Leute stehen zu mir und die Vorsicht hält Wache an unserem Geheimnisse. Ihn erfüllt in dieser Stunde eine andere Leidenschaft — der Ehrgeiz und das Herz, wo dieser nistet, hat für Frauenliebe keinen Raum. Im wilden Kampfgetümmel stumpfen sich die zarten Saiten ab, wer in den Armen der Kriegsgöttin schwelgt, bringt für die Liebe nur das Schwert mit, das zarte Saitenspiel ist zerstört.

Francesco, Du vergissest, daß auch Du ein Mann des Krieges bist.

Ich bin Feldobrist, mein älterer Bruder ist kaiserlicher Marschall, lautete die stolze Antwort, allein ich wählte den Stand nicht aus Neigung, sondern den Wünschen des Bruders zu genügen. Mein Kampfplatz ist der glatte Boden des Hofes —

Francesco, horch —

Warum erschrickst Du, Siona?

Hörtest Du nichts? Mir war es, als regte sich's draußen.

Wie sie schärfte auch er sein Gehör, beide lauschten eine Minute lang nach außen, doch regte sich nichts, es war so stille, daß man das Weben einer Spinne hätte vernehmen können.

Es ist nichts, unterbrach der Oberst das unheimliche Schweigen, Deine Erregung hat Dich getäuscht, Du ängstigest Dich doch nicht?

Ich kann des Gedankens an Verrath mich nicht ganz erwehren.

Der Oberst lachte.

Sei kein Kind, Siona, tröstete er die Griechin, in deren Busen das böse Bewußtsein sich zu regen begann, die Gefahr weilt ferne, für uns besteht keine. Während Ihn im fernen Lande die eisernen Bande der Dienstpflicht an das Kriegslager fesseln, umschlingen uns hier Rosenketten auf dem Liebespfühl.

Das Mädchen spielte mit ihren schlanken Fingern von Alabaster in den schwarzen Locken des Geliebten und es

schien ihr, als spritzten sie elektrische Funken aus, wie bei Jemand, der einen Isolirschemel inne hat und durch Vermittlung eines Drahtes elektrisches Feuer aufnimmt.

Du hast Recht, Francesco, Ofen liegt weit ab von hier, ich will nicht mehr an Ihn denken, ich will blos der Liebe leben, Deiner Liebe, die mein ganzes Lebensglück ausmacht.

So ist's recht, verscheuche das letzte Wölkchen von der Liebessonne, damit kein Schatten sie trübe. Er verdient die Seligkeit nicht, die Du ihm geboten. Du kennst Ihn schlecht, Siona, Du warst zu sehr seine Sklavin und hast es nicht gewagt, die Falten zu lüften, hinter denen er seine Tücke, seine Wildheit und Treulosigkeit birgt. Glaubtest Du etwa an seine Treue? Welch ein Wahn! Die Zahl der von Ihm Getäuschten ist Legion. Meintest Du geliebt zu sein? Du wie alle Andern warst Ihm nur ein Spielzeug. Ich könnte Dir eine Thatsache mittheilen, die Dich vor ihm zurückschaudern machen würde, eine Thatsache, die vor dreizehn Jahren in der Normandie, im Schlosse Le Blancmenil —

Ein fürchterlicher Wuthschrei ertönte draußen, ein Schlag an der Thür, der sie zertrümmerte und das ganze Häuschen erbeben machte, schnitt dem Obersten den Faden der Rede ab.

Vor den Liebenden stand, in einen schwarzen Mantel gehüllt, das Antlitz mit der Wachsmaske bedeckt, eine Männergestalt.

Was der Leser weiß, mit Bestimmtheit weiß, das ahnten Siona und Francesco, wir sagen, sie ahnten es, denn an

die Gewißheit zu glauben, dem widerstrebte ihre Angst, ihre Verwirrung.

Der Leser wird gebeten, im Auge zu behalten, daß der Marschall, der sich vom Heere wegstahl, unabweislichen Grund hatte, unerkannt zu bleiben, ferner daß er in dem ihm wohlbekannten Gegner den Bruder ebenfalls eines Marschalls vor sich hatte, und zwar, wie später erhellen wird, den Bruder eines gefährlichen Rivalen, eines zweifachen Feindes.

Diese Gründe, und nur solche wichtige Gründe waren im Stande, ihn die nöthige Herrschaft über sich selbst nicht verlieren zu lassen, sonst wäre der Oberst auch schon in seinem Blute geschwommen.

Es kostete den Marschall eine ungeheure Anstrengung, seine Rachegefühl zu überwinden, indessen es gelang ihm.

Wie es auch in seiner Brust kochte und schäumte, sein Aeußeres verrieth nichts davon.

Er blieb eine ganze Minute lang regungslos vor den Liebenden stehen und weidete sich an ihrem Entsetzen.

Siona war zur Leiche erstarrt, der Oberst drohte es zu werden.

Jetzt schritt der Beleidigte zum Fenster und öffnete angelweit dessen Flügel.

In einer ruhigeren Stimmung würde er draußen die Umrisse eines Mannes bemerkt haben, der, durch diese Operation erschreckt, seitwärts sprang und, um nicht gesehen zu werden, sich an die Wand des Häuschens drückte, dessen tiefer Schatten ihn in Schutz nahm.

Es war der Marquis Bassompiere, welcher diesen

Standpunkt erkoren hatte, um von hier aus Zeuge der Vorgänge im Innern zu sein.

Der Marschall, ohne es zu wissen, ermöglichte seine Absicht.

Nachdem das Fenster offen war, ging der Maskirte zurück und pflanzte sich an die frühere Stelle.

Und abermals starrte er die Entsetzten eine Weile an, dann streckte er die Rechte aus, und indem er auf das offene Fenster wies, murmelte er zwischen den Zähnen hervor zu dem Obersten: Fort, hinaus!

Das Unglaubliche geschah.

Ob Feigheit, ob Entsetzen, ob Subordination, oder endlich ob alle diese Motive, unterstützt von der Alles beugenden Hoheit des Maskirten, auf Francesco einwirkten, läßt sich nicht genau bestimmen, genug, er wurde seiner Verwirrung nicht Meister und fügte sich dem erhaltenen Gebote.

Der Mann, welcher sich rühmte, sein Kampfplatz sei der glatte Boden des Hofes, schickte sich an, das Opfer seiner Verführung herz- und mitleidlos zurücklassend, ohne auch nur Einen Laut von sich zu geben, den Rückzug durch's Fenster zu machen.

Diese gefühllose Erbärmlichkeit, diese nur einem Eunuchen mögliche Feigheit, diese Alles durchbohrende Niederträchtigkeit schwindelte die Empörung des Marschalls zu einer solchen Höhe hinan, daß er die eigene Würde einen Moment lang vergessend hinter dem Obersten hersprang und ihm einen Fußtritt versetzte an jene unaus-

sprechliche Stelle, welche die Berührung zur schimpflichsten Schmach potenzirte.

Dieser Fußtritt sollte zur Quelle einer Tragödie werden.

Nachdem der Beschimpfte im Dunkel der Nacht verschwunden war, kehrte der Marschall zurück und sagte in seiner natürlichen Weise zu Siona: Nun zu Dir, Elende!

Der drohende Ton riß das Mädchen vom Divan empor.

Gnade! Erbarmen! jammerte sie und sank zu Füßen des Beleidigten.

Der Marschall, von körperlicher Anstrengung ermüdet, von dem Sturm in seinem Inneren erregt, zog den nächsten Stuhl an sich und warf sich darauf.

Ohne die Maske zu lüften, ohne die Treulose zu seinen Füßen zu beachten, stützte er das Haupt in die hohle Hand und begann nachzudenken.

Es war offenbar, er sann nach, wie den Verrath zu strafen?

Während dieser langen stummen Pause rang die Griechin die Arme und vergoß glühende Zähren.

Zwei Zeugen, einer vor dem Fenster, der andere vor der Thür, belauschten die Scene.

Endlich richtete der Marschall das Haupt in die Höhe und die Schuldige anschauend fragte er: Wie ist Dein Name?

Fast mehr als die Worte erschütterte der eisig kalte Ton das Mädchen.

Du fragst nach meinem Namen? schluchzte sie.

Wie heißest Du? fuhr der Marschall strenger und eisiger fort, ich kenne Dich nicht mehr!

Siona! hauchte die Schuldige.

Woher bist Du?

Aus Rhodos.

Wie heißt Dein Vater?

Simon Girma.

Sein Stand?

Barbier.

Warum verließest Du Rhodos?

Ich wurde von Korsaren geraubt.

Wohin brachten Dich die Räuber?

Nach Stambul auf den Sklavenmarkt.

Was geschah dort mit Dir?

Ich wurde als Sklavin gekauft und dem Beglerbeg in Ofen übersendet.

Wurdest Du sein Weib?

Nein. Ich stieß Alipascha von mir und sollte meinen Starrsinn in den Fluthen der Donau büßen.

Du lebst aber doch, wie kommt das?

Siona, statt zu antworten, stieß ein Wehgeschrei aus, welches die beiden Lauscher auf's Tiefste erschütterte.

In diesem Schrei flossen die fürchterlichste Selbstanklage und die verzweiflungsvollste Reue in Eins zusammen.

Wie kommt es, daß Du noch lebst? wiederholte der nicht zu rührende Inquisitor mit stärkerem Nachdruck.

Ich wurde vom Tode gerettet, murmelte das Mädchen mit unter Thränen erstickter Stimme.

Wer war Dein Retter?

Siona, ihre ganze Kraft aufraffend, rang zu dem unerbittlichen Frager die Hände empor und rief mit herzzerreißender Stimme: Du warst es, mein Herr, Du hast mich mit Gefahr Deines Lebens aus der Tiefe des Stromes geholt, hast mich mit Wohlthaten überhäuft. Gnade, Herr, Gnade!

Bassompiere vor dem Fenster seufzte tief auf.

Die Scene ergriff selbst ihn, den Fremden, den unbetheiligten Lauscher.

Die Methode, wie der Beleidigte die Verrätherin zwang, die Größe ihrer Schuld zu gestehen, machte trotz oder vielmehr durch ihre natürliche Einfachheit einen erschütternden Eindruck.

Der Marschall, starr und kalt wie Marmor, fuhr fort: Ich bin nicht mehr, der ich war, ich bin hier blos Dein Richter. Wie ist der Name des Mannes, der Dich gerettet?

Hermann von Roßwurm!

Bei diesem Namen erbebte der lauschende Marquis.

Nun, da er den Namen des mächtigen Feindes seines Vaters wußte, nun begriff erst ganz die ängstliche Warnung Daniels und dankte ihm im Stillen dafür.

Wer ist dieser Roßwurm? fuhr der Richter zu fragen fort.

Er ist Marschall des Kaisers.

Und was sprach der kaiserliche Marschall zu der von ihm aus den Wellen geretteten Sklavin?

Barmherzigkeit, Herr, zermalme mich nicht mit Deinen Fragen.

Sprich, Elende! Was sagte der Marschall Roßwurm zu Dir?

Ich kann nicht . . . Herr . . . ich kann nicht . . . meine Kehle ist wie zugeschnürt . . . ich erſticke . . . weh mir . . . Gnade!

Ich will Dir zu Hülfe kommen, begann jetzt die sonore Stimme unter der Maske hervor, der Marschall sprach zu Dir wie folgt: „Siona, Du bist rein wie Schnee und schön wie eine Rose. Du bist so schön, daß Dein Besitz allein zu meinem Glücke nicht hinreicht, ich will von Dir geliebt sein. Kannst Du mich lieben, treu und innig lieben, so bleib bei mir, wo nicht, so nenn' den Ort, wohin ich Dich soll bringen lassen. Wo es auch immer sei, ich werde für Dich sorgen, als wärst Du meine Schwester." Sind das die Worte des Marschalls?

Ja! hauchte Siona.

Darauf, fuhr der Sprecher fort, erklärtest Du zu bleiben. Der Marschall betete Dich an wie eine Göttin, er that, was er nie gethan, er machte Dich zur Herrin Deiner selbst und sonnte sich blos in der Reinheit Deines Glanzes, bis auch Du ihn zu lieben schwurst. Hast Du geschworen, Siona?

Das Mädchen blieb stumm, doch eine Bewegung ihres Hauptes, widerstrebend wie das Geständniß eines Verbrechers, bejahte die Frage.

Seitdem, sprach der Ankläger weiter, sind Monden verflossen; nicht eine Minute lang erkaltete die Liebe des Marschalls, er schüttete ein ganzes Füllhorn von Wohlthaten über Dich aus, erfüllte jeden Deiner Wünsche und

wollte nichts als Dein Glück. Er hat seinen Schwur gehalten, Du aber bist meineidig geworden.

Die Schuldige umschlang die Kniee des Sitzenden und flehte um Erbarmen.

Hätte die Maske sein Antlitz nicht verdeckt, Siona's Hoffnung, ihn zu erweichen, wäre an dessen Empfindungslosigkeit erloschen.

Nach einer abermaligen Pause begann der Mann, der hier blos Richter war, neuerdings:

Wie viel Du auch schon bekanntest, noch ist die ganze Größe Deiner Schuld nicht erhoben, darum steh' mir weiter Red' und Antwort. Wer den Muth hat, zu freveln, wie Du, wessen Herz stark genug ist, eine solche Last von Undank zu ertragen, der muß auch die Kraft besitzen, unter den Folgen seiner Schuld nicht zusammen zu brechen. Wie heißt der Mann, der so eben von dannen ging?

Francesco! hauchte die Griechin.

Ich will seinen vollen Namen wissen.

Francesco Barbiano Graf von Belgiojoso.

Wer ist er?

Herr, Erbarmen! Du kennst ihn ja.

Ich sagte Dir bereits, daß ich in dieser schweren Stunde nichts sein will als Dein Richter, darum antworte. Wer ist er?

Oberst im kaiserlichen Heere.

Ist er ein Verwandter des Marschalls Johann Jakob Barbiano Graf von Belgiojoso?.

Er ist dessen Bruder.

Woher kam der Oberst?

Aus Mailand.

Warum verließ er diese Stadt?

Er floh.

Warum floh er? Rede!

Er war verurtheilt.

Weshalb?

Wegen Entführung der Gattin eines Nobile.

Und was geschah nach seiner Flucht?

Man setzte einen Preis von 12000 Kronen auf seinen Kopf.

Wer setzte Dich in Kenntniß von diesen Einzelnheiten?

Der Marschall Roßwurm.

In welchem Verhältnisse steht der Marschall zu den Brüdern Belgiojoso?

Sie sind seine Feinde.

Warum sind sie seine Feinde?

Sie gehören der wälschen Partei am Hofe an.

An welchem Hofe?

Am Hofe des Kaisers zu Prag.

Von wem erfuhrst Du diese Einzelnheiten?

Vom Marschall Roßwurm.

Der Ankläger machte eine Bewegung, welche von seinem sich steigernden Ingrimm Kunde gab.

Elende, rief er, Du hast also nicht nur Deinen Schwur gebrochen, Du hast Dich nicht blos mit Undank überhäuft, Du hast Deinen Wohlthäter nicht blos betrogen, sondern ihn zum Gespötte seiner Feinde gemacht. Deine Untreue, Dein Meineid hätten die Milde nicht ausgeschlossen, denn die Verführungskunst ist groß und das menschliche Herz

oft schwach, allein daß Du mit dem Feinde Deines Wohlthäters einen Bund geschlossen, das wirft alles Mitleid zu Boden, das verdient den Tod.

Eine Bewegung des Marschalls entriß dem Mädchen einen fürchterlichen Angstschrei und lockte kalten Schweiß auf die Stirne des vor dem Fenster lauschenden Marquis.

Roßwurm fuhr nämlich mit der Hand nach jener Stelle des Wehrgehänges, wo sein Dolch ruhte, doch auffallender Weise blieb die Hand unter dem Mantel haften, sie kehrte noch nicht mit dem entblößten Stahl zurück.

Ein fürchterlicher Seelenkampf führte diese kurze Zögerung herbei.

Der letzte Rest von Liebe erhob sich gegen die beleidigte Ehre, gegen die Rache, gegen die Eifersucht.

In diesen schrecklichen Augenblicken verdeckte die Maske ein fürchterlich entstelltes Antlitz, nur zwei unheimlich leuchtende Augen blitzten durch die Hülle von Wachs.

Eine Erschütterung des ganzen Körpers verkündete das Ende des Kampfes und zwar zum Nachtheile der Liebe.

Roßwurm sprang vom Sitz und den Stahl entblößend rief er:

Ich kann nicht anders, Du mußt sterben!

Siona kreischte auf und sank ohnmächtig zusammen.

Bassompiere fand nicht den Muth, dem schrecklichen Strafgerichte Einhalt zu thun.

In diesem entscheidenden Augenblicke trat Daniel Lusch in die offene Thür und sagte laut und eindringlich:

Excellenz, halten Sie ein!

Der Marschall, durch die unerwartete Warnung überrascht, warf einen Blick nach dem Sprecher.

Schweig, rief er ihm zu, es muß sein, es muß!

Excellenz, ich beschwöre Sie, denken Sie an Ihre Feinde!

Gut, daß Du mich an sie erinnerst, noch heute soll der Wälsche ihren Leichnam empfangen.

Und rasch sich bückend, riß er mit der linken Hand die Ohnmächtige zu sich empor und schwang mit der rechten den Dolch.

Noch eine Sekunde und der Stahl fand in der Brust Siona's eine Scheide.

Um Gottes Willen, Excellenz, schrie der Stelzfuß, denken Sie an Schloß Le Blancmenil und an Amiens!

Jetzt stieß der Marschall einen Schrei aus, als wäre er der am Leben Bedrohte — der Dolch entfiel seiner Hand.

Die Worte des alten treuen Dieners schmetterten seinen Entschluß urplötzlich nieder.

Aber ein neuer mußte gefaßt werden.

Roßwurm bedurfte dazu nur Einer Sekunde.

Ein Gedankenblitz und er war da.

Mein Pferd, mein Pferd! schrie er von einer Idee erfaßt.

Der Stelzfuß eilte hinaus, das unfern an einen Baum gebundene Thier herbeizuholen.

Der Marschall eilte ihm nach, das ohnmächtige Mädchen wie eine leichte Beute mit sich forttragend.

Draußen schwang sich der kräftige Mann, ohne Siona loszulassen, in den Sattel.

Um Gottes Willen, Excellenz, was haben Sie vor?

Ich werde ihr kein Leid anthun, aber ich werde mich rächen.

Nach diesen mit wilder Freudigkeit gerufenen Worten sprengte er fort durch die Nacht.

Er verschwand wie das Gebilde eines ängstigenden Traumes . . .

Bassompiere eilte jetzt auf den Stelzfuß zu.

Sie sind hier, Herr Baron? fragte dieser betroffen.

Ich bin und war hier.

Sie hörten?

Alles! Was wird er mit ihr beginnen?

Ihr Leben habe ich gerettet, vor einer anderen Rache vermag ich sie nicht zu schützen; er versprach, ihr kein Leid zuzufügen. Herr Baron, ich bitte Sie, das Geheimniß zu bewahren.

Welches Geheimniß?

Die heutige Anwesenheit des Marschalls.

Oberst Belgiojoso wird nicht schweigen.

Der Oberst hat den Marschall zuverlässig erkannt, allein er sah weder dessen Antlitz, noch hörte er ihn sprechen, er kann nichts mit Gewißheit behaupten, noch weniger beweisen.

Ich muß gestehen, daß ich es fast bereue, Euch die Zeit und den Ort der Zusammenkunft verrathen zu haben. Wer konnte aber auch seine Ankunft ahnen.

Beweise der Schuld, antwortete Lusch, befanden sich

bereits in meinen Händen, Ihre Mittheilung, Herr Baron, entschied blos, das auch zu sehen, was man bereits wußte.

Der Marquis verabschiedete sich von dem Stelzfuß.

Auf dem weiten Wege bis nach der Stadt ward ihm Muße genug, über das Erlebte nachzusinnen.

Auf den an Universitäten gebildeten, am Hofe Heinrich III. zum liebenswürdigsten Wüstling verbildeten, jungen Kavalier machten die Scenen im Weingartenhäuschen einen erschreckenden Eindruck.

Das Bild des wilden, zürnenden Marschalls wich nicht aus seiner Seele.

Bassompiere besaß Rechtsgefühl genug, anzuerkennen, daß Roßwurm tief gekränkt, auf's Höchste beleidigt war, allein seiner Anschauung nach hätte der strafende Arm sich gegen den Obersten, gegen den Mann wenden sollen.

Einen Nebenbuhler, der gleichzeitig ein politischer Feind ist, den tödtet man allenfalls im ehrlichen Zweikampf, allein man beschimpft ihn nicht.

Der Marquis mißbilligte also das Verfahren Roßwurms, und die logische Konsequenz seiner Gedankenreihe führte ihn endlich dahin, sich zu fragen, was ihm bevorstehe, wenn er sich den Befehlen eines solchen Feindes unterstellen würde.

Es ist hier noch nicht die Gelegenheit, den Leser mit dem Ursprung der ofterwähnten Feindschaft bekannt zu machen, einstweilen genüge ihm, zu wissen, daß sie dem Marquis so gefährlich erschien, daß er in Folge davon das Ziel seiner Reise zu ändern beschloß.

Er war von seinen deutschen Verwandten veranlaßt worden, im kaiserlichen Heere gegen die Türken zu fechten, statt dessen beschloß er, sich jenem kaiserlichen Heere, welches in Siebenbürgen unter Georg Basta gegen Bocskay kämpfte, anzuschließen.

Im nächsten Kapitel wird erzählt werden, ob er diesem neuen Vornehmen treu blieb.

Viertes Kapitel.

Worin Bassompiere einen Doctor angelt und ihn ausweidet.

Seine Ritterspornen im Kampfe gegen den Halbmond zu verdienen, gehörte damals zu den ehrenvollsten Bestrebungen, wie ungefähr im Mittelalter der Anschluß an einen Kreuzzug.

Ueberdies lebte man in der Epoche der Condottieri, jener abenteuernden Anführer, die an der Spitze selbstgeworbener Schaaren Dem ihren Arm liehen, der ihre Sympathieen besaß, oder der sie besser bezahlte, je nachdem sie zu der edleren oder verworfeneren Gattung der Parteigänger gehörten.

Marquis François de Bassompiere war mit einer reichen Feldequipage und einem fürstlichen Gefolge von Edelleuten in Wien eingezogen.

Ihn bestimmte nicht der Gewinn, er folgte lediglich dem Rufe der Ehre.

Auf seiner Reise nach Baiern war ihm auf Verwendung seiner Verwandten ein Regiment, 3000 Mann stark,

angeboten worden, wenn er seine Dienste dem Kurfürsten von Baiern widmete; er schlug es aus und schiffte sich zu Ulm mit seinem Troß ein.

In Wien traf Bassompiere, wie früher verabredet worden war, mit seinem Vetter dem Rheingrafen Otto und mit dem Prinzen von Joinville, aus dem Hause Guise, zusammen.

Letzterer hatte sich mit der Marquise von Verneuil, der Maitresse König Heinrichs, in ein zwar süßes, aber sehr gefährliches Verhältniß eingelassen und wurde darob verbannt.

Der Prinz beschloß, seinen Liebesgram im türkischen Blute zu ersäufen und verließ gleichzeitig mit Bassompiere Paris.

Am Morgen nach den Erlebnissen im Weingartenhäuschen am Alseck fand sich der Masquis mit dem Prinzen und dem Rheingrafen zusammen.

Bassompiere's Vater, wovon wir später sprechen wollen, war nicht ein bloßer Anhänger, sondern ein Herzensfreund Heinrich von Guise's, des Gründers der Ligue.

Diese enge Freundschaft übertrug sich auch auf deren Sprossen.

Die jungen Männer schüttelten sich daher vertraut die Hände und bewillkommten sich in Wien auf's Herzlichste.

Nachdem man sich von den gegenseitigen Reiseerlebnissen eine Weile unterhalten hatte, lenkte der Marquis das Gespräch auf den Gegenstand, welcher ihn seit der verflossenen Nacht so angelegentlich beschäftigte.

Wißt Ihr, meine Freunde, daß die erste wichtige Kunde, die mir hier zukam, eine sehr unangenehme ist?

Wie so? Was hast Du gehört?

Roßwurm befehligt das kaiserliche Heer in Ungarn.

Roßwurm! riefen der Prinz und der Rheingraf gleichzeitig aus, denn der Name war gekannt im ganzen christlichen Europa.

In der That, setzte der Vetter Bassompiere's den Kopf bedenklich wiegend hinzu, eine unangenehmere Nachricht konnte Dir nicht leicht zukommen.

Sie hat mir auch bereits eine schlaflose Nacht bereitet. Ihr werdet begreifen, daß dieser Umstand meinem Plane sehr bedenklich entgegentritt.

Ich kenne die bestehenden Verhältnisse genau, bemerkte der Prinz von Joinville, bin aber der Ansicht, daß der Zeitraum von dreizehn Jahren, denn so alt ist die Feindschaft Roßwurms, hingereicht haben wird, dessen Anschauungen zu ändern und die Glühhitze seines Hasses abzukühlen.

Dagegen zu sprechen, muß ich auf meine Studienzeit in Ingolstadt hinweisen, erwiederte der Marquis. Ihr werdet doch wissen, daß seine Feindschaft so weit ging, mich, den sechszehnjährigen Jüngling, als ich im Jahre 95 bei den Jesuiten in Ingolstadt studirte, aus dem Wege räumen zu wollen, so zwar, daß mein damals noch lebender Vater es nöthig erachtete, mich unter den Schutz des Herzogs zu stellen.

Seit damals sind aber wieder acht Jahre verflossen, wendete Joinville neuerdings ein.

Außerdem, fügte der Rheingraf hinzu, ist zu erwägen,

daß das Attentat auf Dein Leben nicht erwiesen von Roßwurm herstammt. Gerüchte schreiben ihm wohl die Urheberschaft zu.

Der auf ihm ruhende Verdacht muß jedoch begründet gewesen sein, weil sogar der Herzog sich bewogen fand, ihm in Folge davon den Oberbefehl seines Regimentes nicht zu verleihen, was den Zorn Roßwurms gegen uns nur noch mehr entflammte.

Die Handlungsweise des Herzogs, gegenredete der Prinz abermals, beweist nichts. Sie kann ebenso die Folge einer Intrigue sein, wie der auf Roßwurm fälschlich gelenkte Verdacht des Meuchelmordes. Man mußte eben konsequent sein, da man das ihn beinzüchtigende Gerücht unter die Leute warf, mußte man öffentlich etwas geschehen lassen, was dem Gerüchte den Stempel der Wahrscheinlichkeit aufdrückte.

Es sei dem, wie ihm wolle, mischte sich der Rheingraf in den Meinungsaustausch, so sind der Charakter und das Temperament Roßwurms derart beschaffen, daß es für François gefährlich bleibt, sich ihm zu unterstellen. Allein was soll er in diesem mißlichen Falle beginnen? Er soll doch nicht mit seinem Troß die weite Reise vergebens gemacht haben?

Ich habe einen Entschluß bereits gefaßt, erwiederte Bassompiere.

Wie lautet er?

Ich begebe mich statt nach Ungarn nach dem Siebenbürger Lande, dort befehligt der Generallieutenant Basta

das kaiserliche Heer, statt gegen Moslim, werde ich gegen aufrührerische Protestanten kämpfen.

Wie, rief der Prinz, Du willst Dich dem geizigen, hinterlistigen, grausamen Epiroten anschließen, in dessen Gesellschaft sich der Graf Johann Jakob Barbiano von Belgiojoso befindet, der eben so unduldsam ist und blutdürstig wie sein Kriegsgefährte? Ich habe mir erzählen lassen, diese Männer bilden am kaiserlichen Hofe die Häupter einer spanischen, oder wie man sie hier zu Lande nennt, einer wälschen Partei. Sie entsprossen zwar unternehmungseifrigen Kondottieren-Geschlechtern, allein als Fremdlinge, den Deutschen nicht einmal stammverwandt, benützen sie den Krieg und ihren Einfluß, blos die Länder aus- und sich vollzusaugen. Ich dächte, es ziemte einem Bassompiere, einem deutschen Baron von Betzstein schlecht, unter einem Basta zu fechten.

Der Rheingraf bestritt diese Ansicht und stimmte seinem Vetter bei.

Er wies auf die Kriegstüchtigkeit Basta's hin und auf die Erfolge, die er unter Alexander Farnese, Statthalter in den Niederlanden, später vor Antwerpen, dann vor Bonn und neuerlichst in Siebenbürgen errungen. Was seine sonstigen Eigenschaften beträfe, meinte Otto weiter, möge er sich mit seinem Gewissen abfinden, der freiwillige Mitkämpfer in seinem Heere brauche darauf nicht zu reflektiren. Es wäre für François wünschenswerther, gegen Ungläubige zu kämpfen, da aber dies durch Roßwurm verhindert, so solle sein Vetter guten Muthes einen andern

Schauplatz zu seinen Kriegsthaten wählen, und der in Siebenbürgen sei der nächste und passendste.

Die Meinungen waren somit getheilt und das veranlaßte den Marquis, seinen neuen Entschluß mit einigem Argwohn zu erwägen.

Ich will mich noch nicht endgiltig entscheiden, sagte er, ich begebe mich heute Mittag wegen der Audienz bei Sr. fürstlichen Durchlaucht, dem Erzherzog Mathias, an den Hof, mein Name steht noch von meinem Vater her in Ansehen, ich werde Gelegenheit bekommen, in der Anticamera mit verschiedenen Personen zu sprechen, vielleicht gelingt es, mir dort Raths zu erholen.

Die beiden Freunde billigten den Entschluß, und da die Zeit des Hofbesuches nahte, verließen sie den Marquis, der sich beeilte, sich in vollen Staat zu werfen und dann mit einer seinem Stande angemessenen Pracht unter der ihm ziemenden Begleitung gegen die Hofburg zu reiten.

. . . .

In den österreichischen Landen gab es damals zwei Hofhaltungen.

Kaiser Rudolf II. residirte in Prag und dessen nunmehr ältester Bruder Erzherzog Mathias als Statthalter des Erzherzogthums Oesterreich in Wien.

In dem Zeitraume eines Jahrhunderts ereignete es sich zum dritten Male, daß Wien der Ehre einer kaiserlichen Residenz verlustig ging.

Friedrich IV. zog die Neustadt vor, Max I. die tiroler Berge und Rudolf II. die Böhmerhauptstadt.

Des Ersteren Abneigung gegen Wien ist leicht erklärlich.

Friedrich hatte zu Wien der Unbill mancherlei erfahren. Von dem Bruder Albrecht befehdet, von der schwergereizten Bürgerschaft in der eigenen Hofburg belagert, endlich von seinem schlimmsten Feinde, dem Ungarkönig Mathias Corvinus, zweimal besiegt und zweimal aus seiner Residenz genöthigt, um dem Feinde Platz zu machen, wer konnte es ihm verübeln, daß er die allezeit getreue Neustadt vorzog, daß er in der dortigen stillen Burg sich heimischer fühlte, als in der Residenz seiner Ahnen?

Was Max den Ersten belangt, so konnte er's den Wienern nie vergessen, wie er als fünfjähriger Knabe in der von der Bürgerschaft belagerten Burg Hunger litt. Außerdem fand die Lieblingsidee des letzten Ritters, als Heeresfürst die Donau und Konstantinopel zu befreien und die Türken nach Asien zurückzutreiben, bei den Wienern keine Sympathien. Sie mochten dafür keine ungewöhnlichen Opfer bringen, obgleich Leo X. dazu bereits das geweihte Schwert und Baret gesendet, und der Augsburger Reichstag, derselbe, auf welchem auch Martin Luther erschien, eine allgemeine Kopfsteuer bewilligt hatte. Kaiser Max kehrte daher dem üppigen Wien den Rücken und wandte sich dem Tiroler Bergsegen zu.

Für Rudolf's Vorliebe für Prag trat kein politischer Hauptzweck hervor.

Motive zu einer Abneigung, die er lebenslang gegen Wien gehegt, waren allerdings vorhanden, denn abgesehen von dem, was seine Ahnen Friedrich und Max alldort erlitten, lebten noch frisch in seinem Gedächtnisse die Ereignisse nach Max des Ersten Tode, wo eine Meuterei

der Stände die Wiener, welche ihre seit Albrecht I. auf dem Kahlenberger Schlosse zerrissenen Rechte wieder zu erlangen vermeinten, mit sich fortriß.

Die Häupter der Verurtheilten rollten auf dem Marktplatze zu Wiener-Neustadt.

Erwägt man nun, daß seit Friedrich dem Vierten kaum ein Jahrhundert verflossen war, daß somit innere und äußere Kriege, Brüderkämpfe und Aufstände den ganzen Zeitraum füllten, und das widerhaarige Wien dabei seine Rolle spielte, so wird man begreifen, wie es kam, daß der ohnedem mißtrauische Rudolf, dessen Gemüthsstimmung das düstere Prag mehr zusagte, sich zu diesem hingezogen fühlte, wo die Gräber seines Vaters und Ahns standen, wo die herrschende wissenschaftliche und Kunstbildung seinen Lieblingsneigungen zu Hülfe kamen.

Der Leser wird den kaiserlichen Hof zu Prag im Verlaufe dieser Erzählung kennen lernen, für jetzt begleite er den Marquis de Bassompiere an den erzherzoglichen in Wien.

Als der älteste Bruder des Kaisers, Erzherzog Ernst, im Jahre 1595 das Zeitliche segnete, wurde Erzherzog Mathias der präsumtive Thronfolger des nie vermählten Monarchen.

Mathias, ein ehrgeiziger thätiger Herr, der sich berufen fühlte, in den Welthändeln eine Rolle zu spielen, wurde von Rudolf gehaßt, vielleicht weil er fühlen ließ, daß er unter den Brüdern der Bedeutendste sei.

Der Grund zu dieser Feindschaft datirt bis in das Jahr 1580 zurück, wo Mathias gegen den Willen des

kaiserlichen Bruders und des Königs Philipp von Spanien sich von einer Partei in den Niederlanden zum Statthalter wählen ließ.

Man zwang ihn, die Wahl nicht anzunehmen und sich nach Linz in die Verbannung, wenn nicht gar in eine Art von Staatsgefangenschaft zurückzuziehen.

Zwölf Jahre später trat der Kaiser mit seinem Bruder wohl wieder in Verkehr, Mathias bekam nach Ernst's Tode die Statthalterschaft in Oesterreich, allein die alte Feindschaft blieb fortbestehen.

Mathias erhielt den Oberbefehl aller kaiserlichen Truppen in Ungarn und Siebenbürgen, jeder günstige Erfolg fachte jedoch des Kaisers Mißtrauen noch mehr an, denn mit unverwüstlichem Glauben hing er an der von seinem Hof-Astrologen Doctor Dee ihm aus den Sternen geholten Verkündigung: „von seinem eigenen Blute drohe ihm die nächste Gefahr.“*)

Wer die Charaktere Rudolf's und Mathia's kannte und dazu die Gährung in den österreichischen Landen, brauchte diese Prophezeiung nicht erst aus den Sternen zu holen.

Zwischen den beiden Höfen zu Wien und Prag waltete daher eine bittere Feindschaft, deren Symptome bereits an der Oberfläche erschienen, wie die Wellenkreise am Wasserspiegel, wenn die Tiefe unruhig bewegt wird.

---

*) Nach Hormayer und Anderen hätte Tycho de Brahe dem Kaiser das Horoskop gestellt, wir stimmen der neueren Angabe des gelehrten Hammer bei.

Der rückhaltslose Sturm sollte schon drei Jahre später (1606) herauf brechen.

Bassompiere präsentirte sich am Wiener Hofe als Freiherr von Betzstein, denn unter diesem deutschen Namen lebten das Andenken und die Verdienste seines Vaters.

Wie es sich von selbst begreift, wurde allen fremden Edelleuten, die der guten Sache freiwillig und uneigennützig ihren Arm weihten, die ehrenhafteste Aufnahme zu Theil.

Bassompiere, welcher im Namen der angelangten fremden Volontairs eine Audienz ansprach, wurde auf's Zuvorkommendste empfangen.

Die Antikamera wimmelte von Räthen, Generälen und anderen Standespersonen, welche entweder in Staatsgeschäften oder in Privatangelegenheiten erschienen.

Der junge Kavalier zog durch seine prachtvolle Erscheinung, wie durch sein glattes, hofkundiges Benehmen die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich.

Seine geheime Absicht im Auge behaltend, musterte er die Anwesenden und zog als Menschenkenner deren Aeußeres zu Rathe.

Ihm war es nämlich darum zu thun, aus dem Schwarm eine geeignete Persönlichkeit herauszuholen, welche in alle Verhältnisse tief genug eingeweiht war, ihm klugen Rath zu ertheilen, und die auch zugänglich war, deren Bekanntschaft zu machen.

Es giebt von der Lebenserfahrung und dem Geiste des Marquis ein günstiges Zeugniß, daß er aus dem Haufen seinen Mann herausfand.

Einer der vertrauten Räthe des Kaisers, Doctor Petz, befand sich eben in einer kaiserlichen Mission zu Wien und wartete, dem Erzherzoge vorgestellt zu werden.

Dieses Mannes Bekanntschaft suchte der Marquis und fand sie ohne Schwierigkeit.

Das Aeußere des Doctors ließ den behäbigen, gutmüthigen Menschen erkennen; kleine, quecksilberige Aeuglein zeugten von Schlauheit, und ein etwas forcirter, brillenförmiger Anflug von Roth verrieth, gestützt auf die damals noch unentdeckte Lehre vom Stoffwechsel, die zarte Blüthe des Weinstockes.

Bassompiere, der, wie er selbst sich rühmt, auf der Hochschule zu Ingolstadt Rhetorik, Logik, Physik, die Rechte und Kasuistik studirt hatte, dem die Aphorismen des Hippokrates geläufig waren wie die Ethik und Politik des Aristoteles, umstrickte den arglosen Doctor durch sein Wissen und feines Benehmen der Art, daß er es wagen konnte, ihn im eigenen, in des Prinzen von Joinville und des Rheingrafen Namen zu Gaste zu laden.

Der kaiserliche Rath nahm die Einladung an.

Nachdem dieses Resultat erzielt und Tag und Stunde der Audienz anberaumt waren, hatte der Marquis kein Interesse mehr, in der Burg zu verweilen, sondern eilte heim, den Freunden den interessanten Gast anzukündigen.

Und interessant war der Herr Doctor weniger durch seine Persönlichkeit, als durch seine Einsicht und Redseligkeit, die ihn Dinge an den Tag legen ließen, von denen der Leser sogleich Kenntniß erlangen soll.

. . . .

Ein reiches Mahl war bestellt.

Die drei jungen Kavaliere bewirtheten ihren Gast auf's Trefflichste; Bassompiere's Urtheil traf haarscharf zu.

Doctor Petz war ein Feinschmecker und ein Verehrer des flüssigen Segens, den die Berge spenden.

Im Beginne des Mahles führten abwechselnd der Prinz, der Rheingraf und der Marquis das Wort, fremde Lande und Zustände boten den Stoff zur Unterhaltung. Als man jedoch wahrnahm, daß der kaiserliche Rath aufzuthauen begann, daß er zutraulicher und wärmer werde, zogen die Andern allmälig ihre Segel ein und überließen dem Gaste das Steuerruder der Unterhaltung, sich begnügend, ihm manchmal verborgen den Magnet hinzuhalten, um der Nadel seiner Eloquenz die erwünschte Richtung zu geben.

Meine hochgeehrten Herren; ich bin entzückt von Ihrer Freundlichkeit, ich werde des Vergnügens und der hohen Ehre des heutigen Tages, so lange ich lebe, eingedenk bleiben!

Auf dieses enthusiastische Kompliment des Doctors erwiederte der Marquis: Ich mache in meinem und meiner Freunde Namen das Geständniß, daß wir Ihre Gefühle vollständig theilen.

Sollte einer oder der andere der hohen Herren nach Prag kommen —

In diesem Falle, rief der Prinz, versteht es sich von selbst, daß wir Ihre Gäste sein werden.

Wir in Prag wissen auch zu leben, und unsereins fühlt sich dort heimischer wie hier in Wien. Im Ver-

trauen gesprochen, meine Herren, wir Kaiserlichen, das heißt wir, die zur kaiserlichen Majestät halten, sind jedesmal froh, wenn wir Wien mit dem Rücken ansehen.

Und doch scheint es eine freundliche, lebenslustige Stadt zu sein.

Lebenslustig? Thronlustig ist man hier, man will den Augenblick, wo der kaiserliche Herr die Augen zudrückt, nicht erst abwarten, sondern sucht jetzt schon bei Lebzeiten den kaiserlichen Bruder zu verdrängen. O meine Herren, hier wird schlimmes Getränke gebraut, treue kaiserliche Diener befinden sich in Wien mitten im feindlichen Lager, sie wissen das recht wohl und sind deshalb auf ihrer Huth.

Wir hörten bereits von der Gegnerschaft der fürstlichen Brüder erzählen.

Ihr Wort, Herr Rheingraf, ist viel zu milde, Gegnerschaft kann man das nicht mehr nennen, wenn man die Krone noch lebender Majestät an sich reißen will. Wir in Prag wissen es sehr wohl, daß man von Wien aus geheim bei den Kurfürsten intriguirt, Seine Majestät, unseren kaiserlichen Herrn des Thrones unfähig zu erklären.

Wie, man hätte solchen Schritt gewagt?

Bah, was wagt man? Man hat die Stände hier und in Ungarn auf seine Seite gebracht und weiß die Macht zu benutzen. Die erzherzogliche Durchlaucht ist wagig und unternehmend, und die hiesigen Räthe? Warten Sie, Sie sollen gleich in das Nest Einsicht erlangen. Der Hofmarschall Graf von Trautson, vom Kaiser verungnadet, hat hier offene Arme gefunden und sich neuer-

lichst, er war bereits zweimal Wittwer, mit einer Freiin Susanna von Meggau vermählt, deren Schwester Elisabeth den mächtigen Oberstallmeister Cavriani zum Gatten hat, während ihr Bruder Leonhard, einflußreicher erzherzoglicher Kämmerer, einer Freiin Khuen von Bellassy angetraut ist. Der Bruder der Letzteren ist der Oberst Eusebius Khuen, welcher wieder der Schwager des Grafen Mathias von Thurn ist ...

O, o, rief der Prinz von Joinville lachend, welch eine konfuse Verwandtschaft!

Was Verwandtschaft, replizirte Doctor Petz eifrig, eine ganze verschwägerte Bande ist's, deren Gesammteinfluß bei dem Erzherzoge allmächtig ist. Da sind Katholiken und Lutheraner wie Kraut und Rüben untereinander, der Mathias von Thurn zum Exempel, obwohl erst 23 Jahre alt, ist ein fanatischer Ketzer, der im Stande ist, für seine Bibel eine Welt in Brand zu stecken.*) Nun denken Sie sich, diese ganze Sippschaft und neben ihr den nicht minder mächtigen Bischof Melchior Khlesel, der mit dem Erzherzog zusammenhält wie Stahl und Eisen, der, mehr als schlau, fortwährend wie ein Maulwurf im Verborgenen schanzt, denken Sie sich das vereinte Wirken dieser Leute, und Sie werden von der Größe der uns drohenden Gefahr einen richtigen Begriff erlangen.

In der That, bemerkte der Rheingraf, die hierländischen Zustände sind nichts weniger als erbaulich.

---

*) Mathias von Thurn war bekanntlich die Brandrakete des dreißigjährigen Krieges.

Tout comme chez nous! rief Prinz von Joinville, gerade so wie bei uns, die ganze Welt scheint wirklich nur Eine Stadt zu sein.

Indessen, fuhr Doctor Petz tröstend und mit einem pfiffigen Augenzwinkern fort, ist noch nicht aller Tage Ende gekommen. Da wir unseren Feind kennen, sind auch wir auf der Lauer und suchen der Hindernisse, so viele als wir nur finden, aufzuraffen und ihm auf den Weg zu legen. Und wenn alle Stricke reißen — der redselige Doctor warf einen Späherblick umher und flüsterte, wie Jemand, der im Begriffe steht ein wichtiges Geheimniß mitzutheilen, wenn alle Stricke reißen, so können wir der fürstlichen Durchlaucht in Wien einen Strich durch die Rechnung ziehen, indem wir die Thronfolge auf eine andere Linie, zum Exempel die steierische übertragen. Erzherzog Ferdinand lacht jetzt schon in's Fäustchen, denn er ahnt, was kommen wird. Die katholischen Stände werden Hosiannah singen, wenn er die Macht in die Hände bekommt, die protestantischen wissen das recht gut und stützen darob den Erzherzog Mathias mit der ganzen Macht.

Wie sieht es unter solchen Verhältnissen im Heere aus? fragte Bassompiere, das Gespräch auf seine persönliche Angelegenheit lenkend.

Die Noth zwingt Alle, dem Erbfeinde gegenüber äußerlich zusammen zu halten, wer aber genauere Einsicht besitzt, der weiß, daß auch im Heere von Eintracht wenig zu finden. Die Heerführer und obersten Hauptleute in eine deutsche und wälsche Partei getheilt, liegen sich in

den Haaren und feinden sich heimlich und offen an. Wird ein Deutscher besiegt, ist's gleichzeitig eine Niederlage der deutschen Partei, ebenso bei den Wälschen. Als noch der Mannsfeld und der Schwarzenberg befehligten, wagte kein Fremder das Haupt zu erheben, seit aber der Tod sie hingerafft und das deutsche Reich für den Ruf des Kaisers sich schlaff und lässig zeigt, zieht man die Wälschen vor, denn unter uns gesagt, der Basta, Belgiojoso und so fort stehen mit den Jesuitenvätern auf gutem Fuße. Man traut den deutschen Heerführern nicht und zwar mit Recht; von den Wälschen hat noch keiner dem Lutherthume sich zugewendet, die Deutschen aber thun's, leider Gottes, nur allzu häufig. Und wir denken wie folgt: Lutheraner sind Rebellen gegen seine Heiligkeit den Papst, wer aber gegen den Papst rebellirt, ist's im Stande, auch gegen den Kaiser zu thun, ergo darf man ihm nicht trauen. Hier in Wien hält man sich mehr an die Deutschen, in Prag findet man an den Wälschen Wohlgefallen, in Graz, wo der Erzherzog Ferdinand als Statthalter der Steiermark residirt, sind sie ganz und gar die Herren trotz der Niederlage, die sie vor zwei Jahren vor Kanisa erlitten, wo selbst der zu Hülfe gesandte Roßwurm sie nicht herauszureißen vermochte, woran freilich das entsetzliche Schneewetter die einzige Schuld trug.

Da Sie eben des Marschalls Roßwurm Erwähnung gethan, nahm der Marquis das Wort, so sagen Sie uns, wie es mit ihm stehe, wir haben natürlich großes Interesse daran, da wir — wie Sie wissen — uns seinem Befehle unterstellen wollen. Doch ehe Sie damit beginnen,

geben Sie uns Bescheid, wir trinken auf das Glück kaiserlicher Waffen.

Der Toast wurde angenommen, die vier Herren leerten ihre Gläser bis auf die Nagelprobe.

Herr Doctor Petz, nachdem er sich mit großer Behaglichkeit den Mund getrocknet, wie alle Gerntrinker es häufig thun — wir bitten, dies Wort wohl zu unterscheiden von Vieltrinker, — ergriff wieder den Faden der Rede, um ihn in der gewohnten Weise fortzuspinnen.

Was den Roßwurm betrifft, sagte er, so müssen Sie es nicht despektirlich deuten, wenn ich glattweg seinen Namen ohne seine Charge ausspreche. Man hört ihn hierlands nie anders als „der Roßwurm" nennen, nie „der Marschall Roßwurm." Er ist ein Muster von einem Heerführer, dieses Lob will in meinem Munde viel bedeuten, denn ich hasse ihn wie die Pestilenz. Seit er meinen Freund, den armen Dentize, erschlug, schaudert mir's, wenn ich ihn nur anblicke.

Wer war dieser Dentize?

Hieronimus Ritter von Dentize war Feldkriegsrath bei dem Stabe des Erzherzogs Mathias.

Wann tödtete ihn Roßwurm?

Vor ungefähr neun Monaten, dem Tage nach war's der 13. Dezember im vorigen Jahre. Die Sache kam so. Dentize befand sich bei einem Heerhaufen, der unter dem Roßwurm Pest angriff. Ein Heerruf verbot zu plündern, ehe der Feind gänzlich niedergeworfen sei. Mein Freund, der Feldkriegsrath von Dentize, kehrte sich nicht daran und plünderte wacker darauf los, die Kriegsknechte folgten

seinem Beispiele und dies hatte zur Folge, daß der Feind neuerdings flügge wurde und der Roßwurm Mühe hatte, sich seiner zu erwehren. Der Roßwurm war darob wüthend; als er daher am anderen Tage meines Freundes ansichtig wurde, der eben beschäftigt war, seine Beute zusammentragen zu lassen —

Stach er ihn nieder, meinte Bassompiere.

Bewahre, er begnügte sich, anzubefehlen, daß die ganze Beute des Feldkriegsrathes unter den gehorsam gebliebenen Kriegsknechten vertheilt werde.

Pardieu, dieser Spruch ist für einen Roßwurm gerecht genug, so der Prinz von Joinville.

Mein Freund Dentize, fuhr Petz fort, reichte über dieses Verfahren bei dem Erzherzoge eine Klageschrift ein, worin er den Heerführer niemals „Feldmarschall" titulirte, sondern ihn nur einfach „der Roßwurm" nannte, und worin er ihm allerlei vorwarf. Der Andere bekam davon Wind, beschwerte sich brieflich beim Kaiser und vertheidigte sich beim Hofkriegsrath. Damit nicht zufrieden, sandte er vier Edelleute zu Dentize und ließ ihn fragen, wie er seine Klageschrift und die darin enthaltenen Lügen zu verstehen habe? Da mein Freund die Abgeordneten trotzig empfing, begab sich der Roßwurm persönlich in dessen Zelt, von ihm die Zurücknahme der Beschimpfungen verlangend. Dentize weigerte sich dessen und antwortete übermüthig. Darauf gab ihm der Roßwurm, wie er sagt, seine Ehre zu retten, eine Ohrfeige. Der Feldkriegsrath zog den Dolch und durchstach des Marschalls Wamms an zwei Stellen, worauf dieser das Schwert entblößte

und meinen unglücklichen Freund so gut traf, daß er zur Stelle todt blieb.

Die drei Zuhörer schauten sich gegenseitig mit beredten Blicken an, sie mochten der Ansicht des kaiserlichen Rathes nicht entgegen treten, allein ihre Mienen verriethen, daß sie die Handlungsweise Roßwurms keineswegs so beurtheilten wie er, und daß nach ihrer Anschauung das volle Unrecht auf Seite des Feldkriegsrathes lag.

Wie nahm der Kaiser den bösen Handel auf? fragte der Rheingraf.

Der Doctor drohte mit Humor nach der Windseite gegen Ungarn zu und erwiederte: Es hätt' ihm schlimm genug bekommen, würd' er sich nicht gleich mit einer schweren goldnen Kette hinter den Lang gesteckt haben.

Wer ist dieser Lang?

Herr Philipp Lang zu Langenfels ist kaiserlicher Rath und erster Kammerdiener Sr. Majestät.

Besitzt er großen Einfluß?

Das will ich meinen! nunmehr, daß sein Vorgänger Hieronimus Machowsky Ritter von Machan in das Verließ spazierte, wird er den ganzen Einfluß an sich reißen.

Warum kam der Ritter in Haft?

Der Doctor zuckte die Achseln und versetzte: Der Lang wollte ihn gestürzt haben und verdächtigte ihn, doch sprechen wir nicht mehr von diesen Dingen.

Sie thun wohl daran, bleiben wir bei Roßwurm. Steht er beim Kaiser in Ansehen?

Es ist Thatsache, daß Seine Majestät dem Marschall persönlich gewogen sind, vielleicht gerade deshalb, weil man

weiß, daß Roßwurm hier in Wien nicht am besten gelitten ist, abgesehen von seinen Waffenthaten, die jedermann würdigen muß.

Wie kommt es, daß ein Mann von solchen Verdiensten in beiden Lagern so viele Feinde hat? Was wirft man ihm vor?

Er ist beutesüchtig, spielt gerne, hat Neigung zu Raufhändeln und ist ein ausgemachter Frauenjäger.

Pardieu, platzte Bassompiere heraus, alle diese Dinge schänden keinen Edelmann und ich denke, es schlafen wenig Hauptleute unter Leinwanddächern, denen man nicht ein Gleiches vorwerfen könnte. Wie Sie wissen, Herr Rath, ist Roßwurm mein und meiner Familie Feind, ich bin jedoch gerecht genug, ihn auf der nämlichen Wage zu wägen, wie jeden Andern. Wird er zu leicht befunden, was wär's erst mit allen Uebrigen, die um einen ganzen Kopf weniger haben.

Sie vertreten den Roßwurm, Herr Marquis? Wahren Sie sich vor seiner Bosheit.

Wie kann ich das? Er befehligt ja das Heer, hat somit die Gewalt in Händen?

Das ist richtig, allein er zählt wie an den Höfen so auch im Heere eine solche Zahl von mächtigen Gegnern, daß er sich an Niemanden wagt, der von seinen Gegnern geschützt wird. Wollen Sie vor ihm sicher bleiben, dürfen Sie blos unter seiner Feinde Schutz erscheinen.

Wer sind diese? Ich kenne ja keinen.

Wenn's sonst nichts ist, dieser Verlegenheit will ich ein Ende machen. Ich werde Sie vor Allem meinem Bruder,

dem Obersten Johann Baptist Petz, empfehlen, dann gebe ich Ihnen ein Brieflein mit an den Befehlshaber in Komorn, den Feldzeugmeister Baron von Molart, dessen Bruder Ernst Hofmarschall ist, das sind lauter gewichtige Namen, vor denen Roßwurm Respekt hat; ich werde Sie ferner mit dem gerade hier anwesenden Obersten Kollonits bekannt machen, dessen Bruder Ferdinand bei dem Heere einen wichtigen Posten bekleidet —

Sind das lauter Gegner Roßwurms?

Doctor Bartholomäus Petz nickte, wie bei einer selbstverständlichen Sache, mit dem Kopfe und zwinkerte zufrieden mit den bereits feucht werdenden Aeuglein.

Die drei fremden Kavaliere gewannen durch diese Mittheilungen eine klare Einsicht in den Stand der Dinge.

Der politische Theil derselben berührte sie nur in sofern, als er von Einfluß auf den militairischen war.

Die bösen Zerwürfnisse im christlichen Heere erfüllten sie mit großem Bedauern.

Sie erkannten, daß Roßwurm weniger durch sein Verschulden, als durch den Neid weit überflügelter Kriegsgefährten und Nebenbuhler eine bedenkliche Stellung im Heere einnahm, die den christlichen Waffen nur nachtheilig sein mußte.

Zum Glücke der guten Sache gelangten die Kavaliere erst in Wien zur Kenntniß dieser Verhältnisse, wo sie an eine Umkehr nicht mehr denken mochten.

Bassompiere, die Bekanntschaft mit dem kaiserlichen Rathe gehörig benutzend, beschloß aus der trüben Quelle brauchbares Wasser abzusickern und sich vor dem Feinde zu sichern.

Die Idee, nach Siebenbürgen zu ziehen, wurde von ihm während des Mahles aufgegeben und der ursprüngliche Reisezweck wieder aufgenommen.

Das Diner endete zur Zufriedenheit aller Betheiligten, bevor der Doctor schied, wurde verabredet, sich am nächsten Tage wieder zu treffen und die begonnene Bekanntschaft weiter zu pflegen.

Die drei Freunde unterhielten sich noch lange, sie besprachen die Verhältnisse, zu deren Kenntniß sie gelangt waren, und verständigten sich über ihr Verhalten in der heiklichen Situation, worauf sie sich trennten.

Am anderen Morgen hatte Bassompiere eben seine Toilette vollendet, als sein Page eintrat und ihm meldete, Meister Kaspar Lametzhofer wünsche den Herrn Marquis zu sprechen.

Laß ihn eintreten.

Nach einer Pause erschien der Meister des langen Schwertes, den schmucken Kavalier ehrerbietig grüßend.

Fünftes Kapitel.

Der Fechtmeister und sein Schützling.

Gott zum Gruß, Meister, redete der Marquis den Fechtkünstler freundlich an, Ihr tretet wieder mannhaft auf, ein Beweis, daß Ihr von der Wunde genesen seid, was mich freut. Was führt Euch zu mir? Gebt Ihr am Sonntage vielleicht wieder ein Rürfechten und kommt, mich dazu einzuladen?

Lametzhofer lächelte und entgegnete:

Gnädiger Herr, das hieße meine Resignation zu weit treiben. Man fordert Gegner nicht heraus, von denen besiegt zu werden man gewiß ist.

O, o, Meister, Ihr thut zu bescheiden.

Ich mag mich der Gefahr nicht blosstellen, bei den Wienern allen Kredit zu verlieren.

Was läge daran? Wien ist nicht die Welt und die Fechtkunst findet aller Orten ihre Gönner. Im schlimmsten Fall giebt man das Handwerk auf und zieht in den Krieg. Ist's Euch genehm, Meister, schließt Euch meiner Suite an.

Ich würde mich nicht lange besinnen, Ihr gnädig Anerbieten anzunehmen, wär' ich nicht an Wien gefesselt durch Weib und Kind.

Das ist ein Anderes, so süßen Banden entzieht man sich nur schwer, d'rum ist's klüger, man respektirt sie und bleibt wo und was man ist. — Was führt Euch also zu mir?

Euer Gnaden waren so gütig, mir einen Ring zu spenden ...

Ich gab Euch nebst dem Ringe auch mein Wort, Euch oder einem der Euren, kurz jedem, der den Ring mir vorweist, einen Dienst zu leisten.

Auf diese ritterliche Zusage bauend, hab' ich, gnädiger Herr, Ihren Ring bereits weggegeben.

So? Wem gabt Ihr ihn?

Einem Menschen, der sich in Nöthen befindet, dem Euer Gnaden einen unsäglichen, unschätzbaren Liebesdienst erweisen können.

Vermuthlich irgend ein armer Teufel, den die Noth heimgesucht ...

Euer Gnaden beurtheilen mich falsch. Ein Kleinod von solchem Werthe giebt man nicht an Bettler weg, die man mit einigen Goldstücken abfertigen kann. Handelte es sich bei der betreffenden Person um Geld, ich würde in meinen eigenen Säckel gegriffen und dagegen meinen Ring behalten haben; es ist aber ein wichtigerer Dienst, dessen jene Person bedarf, ein Dienst, den ich ihr nicht leisten kann, wohl aber Sie, gnädiger Herr.

Ihr macht mich neugierig, Meister, wer ist die Person und was will sie von mir?

Euer Gnaden ziehen nach Ungarn in den Krieg?

Ich befinde mich auf dem Wege dahin.

Euer Gnaden werden sich den Befehlen des Roßwurm unterstellen?

Da er das kaiserliche Heer befehligt, so muß ich wohl.

Roßwurm ist Ihr Feind ...

Ihr wißt ...

Man spricht in allen adeligen Kreisen davon; in solcher Lage ist die Zahl treuer Diener, die man um sich versammelt, nie zu groß —

Dafür ist gesorgt, mein Troß entspricht ganz meinem Stande —

Und dennoch wag' ich bei Euer Gnaden Fürsprache einzulegen für einen jungen Menschen, für eine treue Seele, die sich Eurem Troß anschließen zu dürfen bittet.

Meister, der junge Mensch ist doch kein Jude?

Er ist nicht blos Christ, sondern auch Katholik.

Er ist auch kein Verräther, der heimlich mit den Türken hält?

An einen solchen würde ich mein Kleinod nicht abtreten, noch weniger für ihn meine persönliche Fürbitte verschwenden.

Dann seh' ich nicht ein, warum Ihr dem Dienst so große Wichtigkeit beimeßt. Jeder ehrliche Christensohn, der zu streiten fähig und Willens ist, kann sich meinem Troß anschließen. — Wie heißt der junge Mensch, wer ist er?

In der Beantwortung dieser Fragen, oder vielmehr in ihrer Nichtbeantwortung liegt die Nothwendigkeit meiner Fürsprache und die Größe des Dienstes, um welchen ich Sie bitte. Der junge Mensch heißt Berthold, ist von adeligem Herkommen und ehrlicher Geburt. Mehr Euch zu sagen, verbieten ihm eigenthümliche Familienverhältnisse —

Ihr kennt diese Verhältnisse?

Ja, gnädiger Herr.

Ihr steht ein für die Wahrhaftigkeit Eurer Angaben?

Mit Leib und Seele.

Wo ist Euer Schützling?

Er weilt im Vorzimmer.

Laßt ihn eintreten.

Lametzhofer ging zur Thür und rief: Junker Berthold, tretet ein!

Ein Jüngling überschritt die Schwelle des Gemaches.

Der Marquis fand eine feine, schmächtige Figur, dem Anscheine nach achtzehn Frühlinge alt.

Sein bleiches zartes Gesichtchen, oval geformt, wäre fast frauenhaft zu nennen, wenn nicht ein zierlich gedrehter Lippenbart ihm einen mannhaften Ausdruck verliehen hätte.

Schwarze Haare fielen lockig über den edlen Nacken, wunderbar geschwungene Brauen beschatteten leuchtende Augen vom tiefsten Blau.

Hand und Fuß waren zierlich klein, die Stirn dagegen von ein Paar Furchen durchzogen, was auf einen, solcher Jugend ungewöhnlichen Lebensernst schließen ließ.

Der Jüngling trug einen Leibrock und ein Beinkleid von lichtblauem Sammet, die bauschigen Manschetten an der Handwurzel und der umgelegte Hemdkragen waren vom feinsten Batist und weiß wie Schnee.

Auf dem Haupte saß ein perlgrauer Hut auf dem sich eine schwarzrothe Feder wiegte.

Denkt man sich dann noch einen geraden, schmalen Degen, wie sie eben in Frankreich Mode zu werden anfingen, dann Stiefletten von braunem Saffian mit gleichfarbigen Seidenfranzen, ferner Stulphandschuhe von fleischfarbigem Damleder, so hat man das Gesammtwesen eines reizenden Pagen, der nur einem vornehmen Hause angehören und wieder nur in einem solchen ritterlich bedienstet werden konnte.

Bassompiere bedurfte nur eines forschenden Blickes, um alles das zu erkunden, wozu wir einer längeren Beschreibung bedurften, ohne es vollkommen zu erschöpfen.

Denn der geistigen Individualität des Jünglings, seiner träumerischen Schwermuth, seiner anmuthigen Eleganz, der edlen Demuth, kurz, des chevaleresken Gesammtwesens hätten wir ebenfalls und zwar um so eher gedenken sollen, da gerade dies es war, welches auf den Marquis den meisten und zwar den günstigsten Eindruck hervorbrachte.

Man vergesse nicht, daß Bassompiere noch nicht vierundzwanzig Jahre zählte, und daß Jugend und Schönheit auch bei gleichem Geschlechte sich gegenseitig anziehen und bei nur einigermaßen sympathischen Naturen sich auch festhalten.

Du nennst Dich Berthold? fragte der Marquis mit dem Tone der Theilnahme.

Dies ist mein Name, gnädiger Herr.

Welches ist Dein Vaterland?

Ich bin in Lothringen geboren.

Leben Deine Eltern noch?

Nein, gnädiger Herr.

Hast Du Geschwister oder sonstige Verwandte?

Ich stehe ganz allein im Leben; es giebt nur ein Geschöpf auf dieser Erde, welches meinem Herzen theuer ist.

Und dieses Geschöpf, lächelte der Marquis, der das Geheimniß des Jünglings zu errathen meinte, ist ein Mädchen?

Berthold senkte erröthend das Auge und erwiederte: Zu dienen, gnädiger Herr, es ist ein Mädchen.

Ein weiteres Nachforschen fürchtend, richtete der Jüngling einen flehenden Blick auf Lametzhofer, diesen gleichsam zu Hülfe rufend, wozu er auch flugs bereit war.

Gnädiger Herr, mischte er sich in die Unterhaltung, ich habe vergessen zu erwähnen, daß mein Schützling keiner Unwahrheit fähig ist. Euer Gnaden mögen ihm daher nicht zürnen, wenn er einer oder der anderen Ihrer Fragen, deren Beantwortung seine Lage nicht gestattet, statt Sie mit einer Lüge zu bedienen, ein einfaches Stillschweigen entgegensetzt.

Bassompiere lachte.

Meister, sagte er, Ihr traft mich heute in guter Laune und könnt meinerseits auf ein ziemlich Stück Nachgiebigkeit rechnen. Es sei, wie Ihr wünscht. Ich erlaube dem

Junker zu schweigen, so oft sein Geheimniß es verlangt, und am Ende ist's auch besser, gar keine Antwort als eine unwahre zu bekommen.

Bist Du damit zufrieden? fragte er alsdann den Jüngling.

Berthold verneigte sich.

Der Marquis war mit seinen Fragen noch nicht zu Ende.

Deine adelige Geburt, fuhr er zu dem jungen Menschen gekehrt fort, auferlegt mir die Pflicht, in Deinem Verhältnisse zu mir Deinem Stande Rechnung zu tragen. Ich kann nicht dulden, daß Du unter dem Troß Dich herumtummelst oder gar mit den Knechten verkehrst. Ich setze voraus, daß Du Muth hast —

Ich werde die Voraussetzung rechtfertigen.

Warst Du bereits im Kampfe?

Gnädiger Herr, ich habe bisher viel gekämpft, doch blos mit des Lebens Ungemach.

Der Kampf ist schwer und bitter, doch ein Anderes ist der Krieg, und zumal der Krieg mit einem wilden, barbarischen Feinde. Ich fürchte, Deine Jugend möchte vor dem blutigen Gemetzel erbeben und Deinem Muthe Eintrag thun.

Ich bitte Euer Gnaden, dieses Bedenken fallen zu lassen.

Nun, wir wollen sehen. Ich attachire Dich meiner Person und ernenne Dich zu meinem Ecujer*), es ist ein

*) Schildhalter.

Amt, so ehrenvoll, als nur ein Page wünschen kann. Doch giebt es noch einen Umstand zu bedenken. Ich habe mich der Bedingung gefügt, Dein Geheimniß zu respektiren, ich möchte jedoch vermeiden, daß Du durch das Geheimniß die Aufmerksamkeit der Pagen und Edelleute auf Dich ziehst, es gäbe dies Anlaß zu allerlei Reibungen, zu Mißtrauen und Verdächtigungen; darum erachte ich es für ersprießlich, Dich nicht unter so auffallenden Umständen erscheinen zu lassen. Du mußt unter einem bestimmten Namen auftreten. Wozu rathet Ihr, Meister?

Da ich mich des Junkers angenommen, gab Lametzhofer zur Antwort, so will ich diesem Bedenken steuern helfen. Ich bitte Euer Gnaden, den Junker als meinen Verwandten, einem hiesigen Patriziergeschlechte entsprossen, auszugeben.

Und wenn daraus Fatalitäten sich ergeben?

Dann wollen Sie gnädigst alle Schuld mir aufbürden, lächelte der Fechtkünstler.

Und welchen Namen beliebt Ihr vorzuschlagen?

Ich wähle den Familiennamen meiner Ehewirthin, der Junker nenne sich Berthold von Schlaginweit.

Der Marquis willigte darein.

Ich werde meinem Intendanten bezüglich Deiner sogleich die nöthigen Weisungen ertheilen. Wann wirst Du Deinen Dienst antreten?

In der Stunde, da Euer Gnaden Wien verlassen.

Warum nicht sofort?

Berthold schwieg; an seiner Stelle antwortete sein

Schutzherr, daß der Junker die wenigen Tage Aufenthaltes für sich zur Verfügung wünsche.

Bassompiere erklärte sich auch dazu bereit.

Wo wohnst Du?

Bei Meister Lametzhofer.

Man trennte sich.

. . . .

Der kaiserliche Rath Doctor Bartholomäus Petz kam seiner Zusage getreulich nach.

Während der zwölf Tage, welche die fremden Volontairs in Wien verbrachten, machte er sie nicht blos mit dem Obersten Kollonitsch bekannt, sondern auch noch mit vornehmen italienischen Herren, die sie bei Gelegenheit, als sie beim Erzherzoge zur Audienz erschienen, in der Antikamera vorfanden und die wie sie im Begriff waren, zum Heere zu ziehen.

Gastmähler und Trünke folgten in enger Reihe aufeinander, Bassompiere erwarb sich Gönner, schloß Brüderschaften und erwärmte seine Brust an den zahlreichen Freundschaftsversicherungen derart, daß die kühle Scheu vor Roßwurm vollends entwich und er frohen Muthes an die Abreise dachte.

Der dazu bestimmte Tag — es war der 21. September — brach an.

Zwei geräumige Schiffe waren bestimmt, ihn mit seinem Feldgeräthe und dem ganzen Troß die Donau abwärts zu tragen, es hatten auch der Prinz von Joinville und der Rheingraf Otto ihre Fahrzeuge in Bereitschaft, welche sie allesammt dem Feinde entgegenführen sollten.

An jenem Morgen schritt Junker Berthold von Schlaginweit von Meister Lametzhofer begleitet, durch die Rothethurmstraße dem Donauarm zu.

Auf den Wangen des jungen Menschen glänzte Thränennaß, seine afficirten Augen gaben Kunde von einer schlaflos verbrachten Nacht, seine Miene von einer schmerzlichen Bewegtheit des Gemüthes.

Der Fechtkünstler suchte den Scheidenden durch theilnahmvolle Tröstungen aufzurichten, schließlich auf seine neu eingenommene Stellung hinweisend.

Der Marquis, sagte er unter Anderem, wird keine günstige Vorstellung von der Mannhaftigkeit seines neugeworbenen Ecujer gewinnen, wenn er ihn in Thränen gebadet findet. Bedenken Sie die Verlegenheiten, denen Sie sich aussetzen, wenn Ihr Geschlecht verrathen würde.

Ich werde mich bezwingen, Meister, im Kreise der Krieger wird meine verlorene Standhaftigkeit wiederkehren. Der Abschied von meinem Kinde hat mich mächtiger ergriffen, als ich geahnt. Die oft erprobte Erfahrung, daß man die Größe der Liebe erst recht erkenne, wenn die Gefahr zu verlieren naht, hat sich auch bei mir bekundet. Der Gedanke, mein Kind, meine vielgeliebte Hermine vielleicht nicht wieder zu sehen . . .

Diesen Gedanken, unterbrach Lametzhofer eifrig die Rede, müssen Sie um jeden Preis von sich weisen und sich statt dessen einzig und allein mit dem trostreichen Ziel beschäftigen, das Sie sich gesetzt und dessen Erreichung Sie zur Aufgabe Ihres Lebens gemacht haben.

Mein Kind, mein armes Kind, der Schmerz der Trennung wird es erfassen.

Das Fräulein ist in meinem Hause gut aufgehoben. Ich und meine Ehewirthin werden es mit liebevoller Sanftmuth pflegen und zu erheitern suchen. Meine Agnes wird ihr eine treue Gespielin werden. Wien bietet für das Fräulein des Neuen und Sehenswürdigen genug, um es mehrere Tage hindurch zu zerstreuen und den Gram nicht aufkommen zu lassen. Sind dann die ersten acht Tage vorüber, so haben wir gewonnen Spiel. Sie werden bei Ihrer Rückkehr das Kind froh, gesund und wohlauf finden.

Bei meiner Rückkehr, seufzte Berthold, o Meister, wie weit ist's noch bis dahin? Was Alles werde ich erleben?

Wir stehen unter dem Schutze der Vorsehung, was sich auch immer ereignen möge, wir müssen es hinnehmen als den Willen des höchsten Wesens.

Man war am Ufer angelangt.

Eine Menge Volks hatte sich angesammelt, die fremden Kavaliere abreisen zu sehen.

Junker Berthold umarmte noch einmal den Meister und eilte dann auf das Schiff, auf dessen Verdeck der schmucke Bassompiere freudigen Blickes umherschaute.

Der Marquis gewahrte den Jüngling und winkte ihn freundlich zu sich heran.

Junker, sagte er zu ihm, von jetzt ab trittst Du Dein Amt an. Du wirst mir dienen in Freud und in Leid. Heute ist der Tag des heiligen Mathäus, möge er uns das letztere ersparen! Die Sonne strahlt heiter und rein

am herbstlich blauen Himmel, wir können einer angenehmen Fahrt entgegen sehen.

Ein Hackenschuß erdröhnte — er gab das Zeichen zur Abfahrt.

Die Taue wurden gelöst, die Ruder begannen zu arbeiten, die Donaufahrzeuge setzten sich in Bewegung.

Die Wiener jubelten den Christenstreitern ein: „Glück auf!“ nach.

Die kleine Flotille schwamm lustig hinab.

Meister Lametzhofer blieb tief bewegt am Ufer stehen und behielt das ihm zuwinkende weiße Tuch, so weit als seine Sehlinie reichte, im Auge, dann machte er Kehrt, wischte sich die Augen trocken und murmelte: „Arme Mutter, armes Kind!“

Sechstes Kapitel.

Bassompiere, Schwarzenberg und Roßwurm.

Die Donaufahrt der jungen Kavaliere, da sie ohne Zwischenfall vor sich ging, bietet Muße und Gelegenheit, dem Leser einen Blick in die Vergangenheit zu gewähren, damit er den Helden der Erzählung im Beginne seiner Bahn kennen lerne und den Ursprung der Feindschaft zwischen ihm und der Familie Bassompiere erfahre.

Wir folgen, was das letztere Verhältniß betrifft, ausschließlich den von Bassompiere hinterlassenen Memoiren, sind wir es doch von je gewöhnt, uns die Aufklärung aus der Fremde zu holen.

. . . .

Die Freiherren von Betzstein oder Bestein entstammten den Reichsgrafen von Ravensberg oder Ravensstein, deren älterer Zweig in Westphalen und am Niederrhein große Herrschaften besaß, während der jüngere am Mittelrhein und im Westrich begütert war.

Letzterer, bald an Burgund, bald an Lothringen sich

anschließend, erweiterte nach dieser Richtung seine Besitzungen und wurde dadurch der politischen Verbindung mit dem deutschen Reiche immer mehr entrückt.

Von einer dieser Herrschaften, welche den französischen Namen Bassompiere trug, adoptirten die Barone von Betzstein auch die französische Bezeichnung und passirten eine Zeit lang, je nachdem sie mit Deutschen oder Franzosen in Verbindung standen, unter jenem oder diesem Namen.

Als Max I. die Burgundische Braut heimführte, befehligten Betzsteine mehrere seiner Landsknechts-Regimenter.

Im schmalkaldischen und Türkenkriege unter Kaiser Karl V. focht siegreich ein Franz von Betzstein.

In Lothringen gegen König Heinrich II. wurde ihm die Victoria untreu, und er mußte, als Heinrich Lothringen besetzte, ihm seinen jüngsten Sohn Christof als Geisel zurücklassen.

Nachdem er noch den letzten unglücklichen Krieg Karls mitgefochten, begleitete er als Hauptmann der deutschen Leibwache den melancholisch gewordenen Kaiser bis an die Pforte des Klosters zu St. Just, zog sich hierauf nach Flandern zurück, wo er fern von seinem Erbe in Lothringen starb.

Was geschah mit seinem Sohne Christof, den er als Geisel in Frankreich ließ?

Er wurde ein mächtiger Kriegsherr, ein großer Liguist und, was für uns die Hauptsache ist, der Vater jenes François de Bassompiere, der eine der Hauptpersonen in unserer Geschichte bildet.

Letzteres Verdienst, so wie gewisse Ereignisse, die wir

im Verlaufe dieses Kapitels enthüllen, erwerben ihm das Recht einer ausführlicheren Erwähnung.

Der junge Christof wurde am liederlichen Hofe Katharina von Medicis als Page des später so unglückseligen Karl IX. erzogen.

Trotzdem betrachtete er sich noch immer als Deutschen, benutzte die 1564 erhaltene Erlaubniß, Frankreich zu verlassen, um unter seinem älteren Bruder in Ungarn zu dienen, wo Suleiman eben vor Szigeth lag und Zriny sich die Unsterblichkeit erkämpfte.

Auf diesem Zuge lernte der siebzehnjährige Christof Heinrich von Guise kennen; ein Freundschaftsbund umschloß beider Herzen und Betzstein widmete sein ganzes ritterlich bewegtes Leben dem Haupte der katholischen Eiferer in Frankreich, der von maßlosem Ehrgeiz getrieben die gräuelvollen Bürgerkriege verschuldete.

Zwei Jahre später warb Christof im Auftrage Karl IX. ein Regiment deutscher Reiter, focht an dessen Spitze bei Jarnac und Moncontour gegen die Hugenotten, diente später unter Herzog Alba in den Niederlanden und erschien bei der Pariser Bluthochzeit als ein Mitschuldiger Guise's.

Darauf vermählte sich Christof von Bassompiere mit einem reichen Fräulein von Radeval und die älteste Frucht dieser Ehe ist unser François, geboren am 12. April 1579 auf dem Familienschlosse Harouel.

Weder Gatten- noch Vaterliebe waren stark genug, den Kriegsmann an den häuslichen Heerd zu fesseln, er vertheidigte mit seinen selbstgeworbenen Reitern die Thron-

rechte Heinrich III.; doch als sein Freund Heinrich von Guise im Jahre 1585 sich zum Haupt der katholischen Ligue aufwarf, um die Thronfolge des protestantischen Navarrer zu verhindern, trennte Bassompiere seine Sache von der des Königs und schloß sich seinem Freunde an.

Zwei Jahre darauf finden wir ihn in Lothringen, wo ein Heer norddeutscher Protestanten heranzog, den fast unterliegenden Glaubensbrüdern in Frankreich Hülfe zu bringen.

Deutsche und Franzosen standen Deutschen und Franzosen gegenüber, damals erhitzten sich die Gemüther für den Glauben, wie in unseren Tagen für die Nationalität.

Bassompiere, bereits ein mächtiger, einflußreicher Führer, umgab sich der Sitte der Zeit gemäß mit einer Reiterleibwache, ein Freiherr Adolf von Schwarzenberg diente als Hauptmann in derselben und Herrmann Christof von Roßwurm, ein junger Edelmann, dem echt deutschen nördlichen Franken entsprossen, als dessen Platzhalter oder Lieutenant.*)

Wir bitten den Leser, keinen Moment aus dem Auge zu verlieren, daß wir es hier mit Christof de Bassompiere zu thun haben, mit dem Vater des jungen Kavaliers, dem wir in Wien beim Rürfechten zuerst begegneten.

Christof de Bassompiere war nicht blos der schönste, sondern auch der galanteste Mann am französischen Hofe.

---

*) Lieutenant von teni lieu, d. i. den Platz halten, daher zu deutsch „der Platzhalter", Stellvertreter des Hauptmanns, Unterhauptmann, Unterbefehlshaber.

Er war so schön, daß man das Wort „schön“ aus dem Lexikon des Hofes strich und an dessen Stelle „Bassompiere“ anwendete.

Er war so galant, daß sogar seine Diener als Muster der Galanterie galten.

Die Gräfin de la Suza durchschritt den Hof des Louvre, ohne daß jemand ihr die Schleppe trug.

Ein Diener Bassompiere's erblickt sie und übernimmt den Dienst.

Man soll nicht sagen, spricht er, daß ein Diener des Herrn de Bassompiere eine Dame in Verlegenheit sah, ohne ihr beizustehen.

Am andern Tage avancirte der Bediente zum Kammerdiener.

Bassompiere war nicht blos schön und galant, sondern auch splendid, so daß Maria von Medicis einmal ausrief: Ei, ei, der König spielt Bassompiere und Bassompiere spielt den König.

Ihr möchtet wohl gern, meinte Heinrich, daß er es auch wäre.

Warum das?

Weil Ihr dann einen jüngeren Gatten hättet und einen schöneren.

Bassompiere spielte sehr gern und sehr glücklich. Seinem Herzensfreunde Guise gewann er alljährlich ein rundes Sümmchen von fünfzigtausend Thalern ab.

Die Gattin Guise's bat ihn, mit ihrem Gemahl nicht mehr zu spielen und bot ihm dafür eine jährliche Rente von zehntausend Thalern an.

Meiner Treu, erwiederte Bassompiere nach einigem Ueberlegen, ich kann nicht, ich würde zu viel dabei verlieren.

Bassompiere behauptete einst, daß es wenige Frauen gebe, die nicht liederlich wären.

Nun denn, aber ich? fragte die anwesende Königin?

Bassompiere verneigte sich und antwortete: Ah, Ihr, gnädige Frau, Ihr seid die Königin!

Er war der Geliebte der Prinzessin von Conti, und diese die Schwester der Frau von Guise.

Eines Tages sagte Herr von Vendome zu ihm: Ihr haltet also zur Partei der Frau von Guise?

Warum das?

Weil Ihr deren Schwester küßt.

Bah, ruft Bassompiere, ich habe alle Euere Tanten geküßt und bin dennoch nicht von Euerer Partei.

Als einst der Rath Beautru, später eines der ersten Mitglieder der französischen Akademie, hinter Bassompiere's Rücken, ihn zu verspotten, Hörner machte, fragte ihn die Königin, was er da thue?

O, achtet nicht darauf, antwortete Bassompiere rasch an des Gefragten Stelle, Beautru zeigt jedesmal Alles, was er trägt!

Bassompiere war einer der graziösesten Tänzer in den damals beliebten theatralischen Hofballets.

An einem Abende, wo er sich eben zum Ballet kostümirte, meldete man ihm, daß seine Mutter gestorben sei.

Ihr irrt, gab er zur Antwort, sie wird erst gestorben sein, wenn das Ballet getanzt ist!

Das ist der Mann, in dessen aus Deutschen bestehen-

den Leibwache wir im Jahre 1587 den Freiherrn Adolf von Schwarzenberg als Hauptmann und Christof von Roßwurm als dessen Unterbefehlshaber antreffen.

Wir wollen vorerst einige Worte dem Hauptmanne widmen und dann von seinem Unterbefehlshaber sprechen.

. . . .

Zwischen Würzburg und Bamberg lagen die Güter der Barone von Seinsheim.

Ihr Geschlecht war so alt, daß ein adliges Sprichwort in Franken die Grumbache als die reichsten, die Seckendorfe die verbreitesten und die Seinsheime als die ältesten bezeichnete.

Nahe der Stammburg dieser Barone lag eine Herrschaft Schwarzenberg genannt.

Im Beginne des fünfzehnten Jahrhunderts kauften die Seinsheime die erwähnte Herrschaft und veränderten ihren Namen, von Kaiser Siegmund zu Reichsbaronen ernannt, in „Freiherrn von Schwarzenberg“.

Die Schwarzenberge zeichneten sich von je durch ihre Anhänglichkeit an das Haus Habsburg aus.

Tüchtig im Kriege und im Frieden erwarben sie 1599 die reichsgräfliche und 1670 die fürstliche Würde.

In der Schlacht bei St. Quentin (1557) fiel als spanischer Oberst Wilhelm Freiherr von Schwarzenberg und hinterließ einen einzigen noch sehr jungen Sohn Adolf.

Der junge Edelmann, auf dem Schauplatze der gewaltigsten Kämpfe herangewachsen, schlug sich zu der Partei, welche die Fahne seines väterlichen Glaubens entfaltete

und die auf zwei Kriegsbühnen focht, der spanischen gegen die Niederländer und der liguistischen gegen die Navarrer.

Diese Bühnen bildeten damals die hohe Schule für Kriegswissenschaft. Die Schüler Alba's, Parma's, Morizens von Nassau, Heinrich des Vierten trugen das Wissen und die Erfahrungen ihrer Kriegslehrer in die fernsten Gegenden der Christenheit.

In dieser Schule bildeten sich auch Adolf von Schwarzenberg und Christof von Roßwurm, die wir bei der deutschen Leibwache Christof de Bassompiere's antreffen.

Welche Schicksale Roßwurm unter Schwarzenberg und Bassompiere geführt, ist unbekannt, geschichtlich sind weder sein Geburtsjahr, noch seine Jugendverhältnisse zu ermitteln.

Das Geschlecht der Roßwurme hatte seit dem vierzehnten Jahrhunderte seinen Sitz um Hildburghausen und Koburg.

Im Jahre 1336 findet man urkundlich eines Heinrich von Ruzzuwurm erwähnt, dessen Nachkommen sich wechselnd Rußworm, Rußwurm, Roßworm, am häufigsten aber Roßwurm nannten.

Christof von Roßwurm wuchs in rein protestantischer Umgebung auf, da in den thüringischen und fränkischen Landen von den Herzogen der Ernestinischen Linie, die „luthrischen Betfürsten" genannt, die Reformation früh befestiget wurde.

Wann Christof von Roßwurm in die Arme der katholischen Kirche zurückgekehrt, ist unbekannt, in der Zeit, wo wir ihn kennen lernen, ist er bereits Katholik.

Der oben erwähnte Kriegszug norddeutscher Protestanten, die den Glaubensbrüdern in Frankreich zu Hilfe kamen, endete auf eine sehr klägliche Weise, die Macht der Guise, von der Volksgunst getragen, verstieg sich bis zur Höhnung der königlichen Gewalt.

Der rathlose Heinrich III. berief die Stände nach Blois. Guise und sein Bruder der Kardinal von Lothringen folgten furchtlos der Einladung, am Rüsttage auf Weihnachten 1588 lagen sie beide, auf Befehl des furchtsamen Tyrannen ermordet, im Schlosse zu Blois.

Auch Bassompiere sollte Aehnliches erfahren, die deutsche Vorsicht ließ ihn jedoch Unheil wittern, er stahl sich im Morgengrauen des vier und zwanzigsten Dezembers, ehe noch die Brücken aufgezogen waren, aus Blois und trug rachedürstend für den gemordeten Freund die Kunde durch Frankreich.

Von den ergrimmten Katholiken mit Geld versehen, warb er ein neues Heer.

Im Juli 1589 stand er mit seinem Haufen schon bei Langres — als der Dolch eines fanatischen Mönchs den gefeierten Glaubenshelden Guise in dem Blute des Königs rächte.

Dies geschah am 2. August 1589 und schon im Herbste stand der Herzog von Mayenne, Guise's Bruder, an der Spitze von 30,000 Mann, darunter natürlich Bassompiere mit seinen Reitern, Heinrich dem Bearner, als König der Vierte seines Namens, gegenüber.

Die Liguisten wurden bei Argues unweit Dieppe geschlagen, die Reiter Bassompiere's mußten weichen.

Zur Zeit dieser Affaire hatte Adolf von Schwarzenberg die Leibwache Bassompiere's bereits verlassen, war nach den Niederlanden gezogen, wo er an der Spitze eines selbstgeworbenen deutschen Reiterregiments unter Mannsfeld und dem Herzoge von Parma focht, während der junge Roßwurm nunmehr zum Hauptmanne in der Leibwache Bassompiere's vorgerückt war.

Dieser ermüdete nicht für die Ligue thätig zu sein, doch sie hatte in Heinrich dem Vierten ihren Meister gefunden.

Der 14. März 1590 entschied bei Jvry des Königs Uebergewicht über die Ligue, trotz der Hilfe, die ihr der Graf von Egmont in 1300 Lanzen und auserlesenen deutschen Regimentern zugeführt hatte.

Bassompiere zweifach verwundet, rettete sich über Chartres nach Deutschland und vertraute dem Hauptmanne Roßwurm die Ueberwachung des Schlosses Le Blancmenil.

Der Leser wird sich erinnern, daß die dem Marschall Roßwurm zugerufenen Namen „Le Blancmenil" und „Amiens" bei ihm eine erschütternde Wirkung hervorbrachten, die nun folgenden Ereignisse werden ihm darüber die nöthige Aufklärung bieten, sie bilden gleichzeitig den Ursprung der Feindschaft zwischen Roßwurm und seinem Kriegs- und Lehrherrn, dem alten Bassompiere.

Wir wollen diese Ereignisse, die eine eigene Erzählung bilden, in dem folgenden Kapitel, so kurz wie möglich, skizziren.

Siebentes Kapitel.

Ein Liebesabenteuer Roßwurms und seine Folgen.

Der Frühling des Jahres 1590 ging zur Neige und der Sommer schickte sich an, das Regiment anzutreten, der Sommer mit seinen langen, heißen Tagen und kurzen erquickenden Nächten.

Der Hauptmann Christof von Roßwurm hütete das ihm anvertraute Schloß La Blancmenil, eine Reiterschaar und ein Häuflein Lanzknechte machten die Besatzung aus.

Eine militärische Wichtigkeit mochte das genannte Schloß kaum besessen haben und es handelte sich wahrscheinlich mehr um Schutz eines persönlichen Eigenthums oder um Erhaltung eines künftigen Sammelpunktes, falls es Bassompiere gelungen wäre, der Ligue durch neue Anwerbungen wieder frische Kräfte zuzuführen.

Das einsam gelegene Schloß bot dem jungen, kriegs- und lebenslustigen Hauptmanne auf die Dauer keinen angenehmen Aufenthalt.

Jagd und Spiel kürzten wohl anfangs die Zeit, mit ihnen wechselten auch Gelage, allein die Einförmigkeit der Scenerie, die Stabilität der Gesellschaft führte eine Monotonie herbei, die den jungen Edelmann bald verdrossen und mürrisch werden ließ, er begann sich zu langweilen.

In dieser, seiner persönlichen Noth führte ihm die Noth des Landes, die herrschende Anarchie und Unsicherheit, eine Zerstreuung zu, und zwar die am härtesten Vermißte und am sehnlichsten herbei Gewünschte.

An einem Abende erschienen zwei Frauen auf Schloß Le Blancmenil.

Sie wurden dem Hauptmanne als die Marquise Marianne von Picaut und ihre Tochter angemeldet und wie natürlich auf's Zuvorkommendste empfangen

Die Damen, mit der Familie Bassompiere befreundet, suchten Zuflucht auf dem Schlosse, von dem sie wußten, daß es dem alten Liguisten zu eigen.

Der Bürgerkrieg machte die Unsicherheit im Lande so anschwellen, daß die Marquise aus ihrem wenig beschützten Schlosse förmlich verjagt wurde und nach Blancmenil, der nächsten Besitzung eines ihr befreundeten Edelmannes floh.

Man hätte meinen sollen, die Beziehungen der Frauen zu seinem Kriegsherrn würden Roßwurm Vorsicht und Ehrerbietung einflößen.

Dem war nicht so!

Der wilde Krieg hatte in ihm die schlichten Sitten, den graden Sinn und das zahme Rechtsgefühl des wohlerzogenen Protestanten schon so weit verwischt, daß die

Leidenschaften nur geringe Schranken fanden, über die sie sich ohne Mühe hinwegsetzten.

Das Fräulein Picaut, Bertha war ihr Name, stand in der Blüthe des Lebens und zeichnete sich aus durch Schönheit des Leibes, Reinheit der Seele und Sanftmuth des Gemüthes.

Sie bildete zu dem heißblütigen, lebensmüthigen Feldhauptmanne einen schreienden Gegensatz und wurde vielleicht gerade deshalb von dem jungen, schönen Manne angezogen.

Roßwurm, schon bei ihrem ersten Anblicke entflammt, vergaß die Gefahr, in die er sich begab und überließ sich widerstandslos der Strömung seiner Leidenschaft.

Unter seinen Reitern befand sich einer, den er näher an seine Person gezogen hatte und der bei ihm die Stelle eines Dieners, Kammerdieners, eines Vertrauten einnahm.

Dieser Mann hieß Daniel Lusch, war seinem Gebieter mit ganzer Seele zugethan und der Einzige, der es wagen durfte, dem Herrn gegenüber Bedenken zu erheben und Einwendungen laut auszusprechen.

Roßwurm war kein Mann der Verstellung und Heuchelei und der alte Daniel erkannte schon am Tage nach dem Eintreffen der Frauen, was in dem Inneren seines Hauptmannes sich vorbereite.

Er begnügte sich den Kopf zu schütteln.

Einige Tage später begann er zu murren.

Daniel, Du fängst an mürrisch zu werden, was fehlt Dir? so der Roßwurm.

Der alte Reiter wirbelte seinen Schnurrbart und sagte: Gnädiger Herr, es beginnt mir im Schlosse nicht zu behagen.

Und mir gefällt es von Tag zu Tag besser.

Fürsichtige Leute fürchten den Rausch blos wegen des unausbleiblichen Katzenjammers.

Der Roßwurm lachte.

Im Liebesrausch, rief er gutlaunig, ist selbst der Katzenjammer süß.

Denken Sie an Herrn von Bassompiere; in gewissen Dingen versteht er keinen Scherz.

Der Baron ist auch kein Heiliger!

Meiner Treu, das ist er nicht, die Frauenwelt kennt seine Galanterie, allein was die Ehre betrifft, so ist sie ihm kein Kinderspiel.

Daniel, Du taugst schlecht zum Prediger, überdies weiß ich was ich zu thun habe. Fräulein Bertha ist ein Engel und einen Engel anzubeten ist kein Verbrechen.

Gnädiger Herr, ich fürchte, ich fürchte.

Was fürchtest Du?

Sie werden sich mit dem Anbeten nicht begnügen und zum Götzendiener werden!

Der Feldhauptmann lachte aus vollem Herzen.

Wenn es im Buche des Schicksals so geschrieben ist, sagte er, werde ich auch das hinzunehmen wissen!

Der Scherz hielt seine muntere Laune noch eine Weile aufrecht, sie verhinderte ihn jedoch nicht, den treuen Diener verstummen zu machen, indem er ihm zurief: Genug des Geredes, Daniel, meine Langmüthigkeit ist zu Ende!

Der Abgewiesene verlor keine Silbe mehr in dieser Angelegenheit und sie nahm ihren der Situation und den Charakteren angemessenen Verlauf.

Wir sagen der Situation, denn sie trug dazu bei, die Liebesflamme zu schüren und zu unterhalten.

Roßwurm, als faktischer Herr im Schlosse, erwies den Frauen alle möglichen Aufmerksamkeiten und Artigkeiten, das empfindsame Herz des Fräuleins wurde immer enger umstrickt, sogar die Marquise fand mütterliches Wohlgefallen an dem ritterlichen Feldhauptmanne und war blind für die ihrer Tochter drohende Gefahr.

Das Liebesverhältniß des Feldhauptmannes, im Geheimen angesponnen, konnte nicht lange verborgen bleiben, die Mutter wurde aufmerksam, erschrak und kündete ihrer Tochter an, daß sie mit ihr am nächsten Tage das Schloß verlassen müsse.

Bertha theilte dem Geliebten die Schreckenskunde mit, denn was Schrecklicheres kann es für Liebende geben, als sich trennen zu müssen?

Der Hauptmann, dessen Leidenschaft den Höhepunkt erreicht hatte, stellte das Schloß einstweilen unter den Befehl seines Lieutenants und entführte die Geliebte.

Ein Häuflein seiner deutschen Reiter, unter ihnen Daniel, begleitete ihn.

Roßwurm hatte dem Fräulein die Ehe versprochen, womit es ihm in jenen Tagen der Leidenschaft voller Ernst sein mochte.

Leider war das Gefühl nicht von Dauer, die Liebesgluth erlosch allmälig und je mehr sie erkaltete, desto

weniger gedachte er seines Versprechens, desto dringender dagegen wurden die Vorstellungen des armen Fräuleins, welches die traurigen Folgen der Leichtfertigkeit bereits zu verspüren begann.

In dieser Bedrängniß, denn eine solche war es für den Roßwurm, beging er eine der verwerflichsten Handlungen, er entfernte sich heimlich von der Geliebten, ließ jedoch ein Paar seiner verläßlichsten Leute zurück, mit dem Auftrage, das Fräulein nach dem Schlosse ihrer Mutter zu geleiten.

Da die Entfernung kaum zwei Tagereisen betrug, denn Roßwurm war bisher bestrebt, sich von Le Blancmenil nicht zu weit zu entfernen, um wieder auf den ihm anvertrauten Posten zurückkehren zu können, so wartete er an einem früher verabredeten Orte die Rückkunft seiner Reiter ab, um Kunde von dem Erfolge ihrer Mission und von Le Blancmenil zu erhalten.

Die Reiter fanden sich auch wirklich wieder ein, allein sie brachten schlimme Botschaft.

Bassompiere war von Deutschland zurückgekehrt und die Marquise Picaut hatte sich beeilt, den Hauptmann Roßwurm der Ent- und Verführung ihrer Tochter anzuklagen.

Der alte Liguist entbrannte in Wuth und traf umfassende Anstalten, sich des Deserteurs und Schänders zu bemächtigen.

Roßwurm, wohl wissend, daß von dem strengen Manne das Schlimmste zu gewärtigen sei, machte sich, ehe er ereilt werden konnte, mit seinen Reitern in die Weite.

Ein verführtes Mädchen zu verlassen, findet in unserer geschniegelten Zeit milde Beurtheilung und noch mildere Strafe.

Damals, obgleich Bürger- und Religionskriege wütheten, und Frivolität und Ausschweifungen in üppigster Blüthe standen, machte sich doch eine rücksichtslose strafende Moral geltend und die mißhandelte Tugend fand ihren Rächer, die meineidige Verführung ihren strafenden Arm.

Karl von Mannsfeld ließ einen spanischen Hauptmann, dessen Schuld jener des Roßwurm gleich kam, hinrichten.

Heinrich von Navarra, der sich an der Tochter eines Offiziers in Rochette versündigte, und von einem eifrigen Priester darob zur Rede gestellt wurde, leistete vor der Schlacht vor Coutras im Angesicht seines ganzen Gefolges auf den Knieen reumüthige Abbitte und gelobte die verunehrte Familie zu entschädigen.

Faßt man diese keineswegs vereinzelten Fälle in's Auge, so beurkunden sie allerdings ein dem Religionskriege innewohnendes tieferes Moment und rechtfertigen gleichzeitig die gerechte Besorgniß Roßwurms vor dem Grimme seines empörten Kriegsherrn.

Nun gedachte er freilich der Warnung des treuen Daniel und bedauerte, ihr kein Gehör geschenkt zu haben, die Einsicht kam aber wie gewöhnlich zu spät und für Reue war's noch zu früh.

Roßwurm lebte nun mittelalterich unabhängig auf eigene Faust.

Seine Absicht war, Frankreich, wo ihm aus doppeltem

Grunde keine Rosen blühten, zu verlassen und in den Niederlanden sein Kriegsglück zu versuchen.

Auf diesem Wege gelangte er durch Amiens.

Aus leicht begreiflicher Ursache vermied er die Einkehr in der Stadt und zog es vor, in einem Landhause vor derselben zu übernachten.

Das Landhaus war einem Maire zu eigen, des kümmerte sich jedoch unser Abenteuerer wenig, seine Leute und er waren wohlberitten und wohlbewaffnet, zwei Umstände, um welche alle Marodeure sie beneideten, denn die Waffen ersetzten das Geld und die Renner ermöglichten die Flucht.

Die Landbewohner, wenn dergleichen Gäste sie überfielen, ehrten die Uebermacht und machten gute Miene zum bösen Spiel.

Man besaß allerlei sehr praktikable Hausmittel, den Knauserigen Gastfreundschaft zu lehren.

Hier grub man Einen bis an den Hals in die Pfütze, dort steckte man ein Weib in den Schlott, während man auf dem Heerde ein stattliches Feuer anzündete, einem Dritten rieb man die nackten Fußsohlen mit Salzwasser ein und ließ seine eignen Ziegen d'ran lecken, welcher Kitzel den Gefesselten bald mürbe machte.

Wie oft oder wie selten Roßwurms Leute diese und ähnliche Praktiken anwendeten, wissen wir nicht, daß sie ganz rein von Gewalt geblieben, ist schwer zu glauben, er wie sie waren echte Kinder ihrer Zeit und sie bildeten keine Ausnahme ihres Standes.

In dem Landhause des Maires ging es also in jener

Nacht laut und fidel her. Auf dem Feuerheerd brannte es lichterloh und daneben kochte es und broddelte in mächtigen Töpfen.

Der liebe Gott mag's wissen, was und wie viel die wilden Bursche zusammenfouragirt hatten, die vollen Töpfe und Kasserole und die Weinkrüge auf dem Tische erweckten lebhafte Vorstellungen davon.

Der Feldhauptmann ließ die Gesellen gewähren, was gewöhnliche Menschenkinder „stehlen und rauben" nennen, hieß in ihrer Sprache „fouragiren und marodiren".

Roßwurm hatte sich der Länge nach auf eine Bank hingestreckt und betrachtete die Bewegtheit unter seinen Leuten, von denen ein Theil der Pferde wartete, während der andere für den Abendtisch Sorge trug.

Ob seine Gedanken der eingeschlagenen Bahn des Blickes folgten?

Wir bezweifeln es.

Abenteuerliche Charaktere senden ihre Ideen immer in die Ferne, oft nach rückwärts, noch öfter nach vorwärts, hinten gilt es Erinnerungen zu wecken, vorne die Maske der Zukunft zu lüften oder Plane zu schmieden.

Roßwurms Dichten und Trachten war nach vorwärts, dabei war es ihm weniger darum zu thun, den Schleier der Zukunft zu lüften als der Gefahr der Gegenwart zu entfliehen.

Er hatte nämlich in Erfahrung gebracht, daß der alte Bassompiere, sein Kriegsherr, wie eine wetterschwangere Donnerwolke hinter ihm her sei, und bekanntlich graut

dem Tapfersten der Tapferen vor einem Strafgericht, welches man verdient.

Einem Kampfe auf Leben und Tod wäre Roßwurm entgegen geeilt, den Richtertisch aber floh er wie die Pestilenz.

Daniel! tönt es plötzlich aus seinem Munde, ohne daß er seine Lage änderte.

Der Vertraute begab sich zu dem Gebieter.

Wie hoch ist's an der Zeit?

Mitternacht ist vorüber.

Ich befehle, daß in einer Stunde abgegessen und abgefüttert sein muß.

Sehr wohl, erwiederte Lusch, welcher, wie man sieht, auch in neuester Zeit den Dienst eines Unterbefehlshabers versah, weil kein anderer vorhanden war, abgegessen und abgefüttert wird sein, ob aber auch ausgeruht?

Rußwurm war ein zu kundiger Reiter, um diese Einwendung nicht zu würdigen.

Wer mit dem Pferde weite Strecken zurücklegen will, muß ihm die nöthige Ruhe gönnen, sonst wird es zu Schanden geritten und der Reiter wird bemüßig, es am Zügel zu führen und daneben zu Fuß einher zu trottiren.

Auf die Einwendung des Vertrauten winkte der Feldhauptmann ihn ganz nahe zu sich heran und begann leiser mit ihm zu sprechen.

Ich begreife, daß die Pferde in einer Stunde noch nicht ausgeruht sein werden, sagte er, allein sie müssen ein Uebriges thun. Der Satan von einem Baron ist uns auf der Fährte, jede Stunde, die wir ihm an Vor-

sprung abgewinnen, ist Goldes werth. Wir wollen morgen zeitlicher Einkehr halten und später abmarschiren, heute müssen wir aufbrechen, es duldet mich hier nicht. Sag's den Anderen in begütigender Weise, ich müßte es ihnen befehlen, und Befehle tönen hart und erwecken Trotz, drum versuch es vorerst mit der Ueberredung.

In Lagen, wie die des Roßwurm, wo die Bande des Gehorsams gelüftet sind, hieß es behutsam auftreten, denn die zur Meuterei nur zu geneigten wilden Bursche, kehrten flugs die Schwertspitze auch gegen den Führer, wenn er begehrte, was ihnen unbillig schien.

Lusch machte sich an die Kameraden, um ihnen in schonender Weise die Nothwendigkeit des Aufbruches begreiflich zu machen.

Sie fuhren ihn an wie Hunde, denen man die Brocken von der Schüssel nehmen will.

Roßwurm gewahrte kaum den Trotz, so fuhr er auch schon wie der Blitz von der Bank und stand mit einem Sprunge, das blanke Schwert in der Luft, vor ihnen.

Der Erste, der nicht gehorcht, donnerte er ihnen zu, ist des Todes! In einer Stunde wird aufgebrochen, nicht weil ich will, sondern weil wir müssen!

Die Reiter fügten sich, aber Einer von ihnen, ein bösherziger Geselle, beschloß seine Tücke zu üben.

Als die Kumpanei eben das bereitete Mahl verzehrte und wacker darauf loszechte, drang ein Rauchqualm in die Stube und schreckte den ganzen Haufen auf.

Jener Elende hatte an vier Ecken des Landhauses Feuer gelegt.

Geschrei und Gelärme.

Die Pferde und das Sattelzeug heraus, kommandirte Roßwurm, den das neue Unglück mit Entsetzen erfüllte.

Die Reiter fuhren wie toll durcheinander, das ganze Gehöfte, Schoppen und Ställe nicht ausgenommen, loderte in lichten Flammen.

Die scheugewordenen Pferde wollten nicht von den Krippen und wem es gelang, das seinige endlich in's Freie zu zerren, dem versagte es den Gehorsam beim Satteln.

In dieser heillosen Verwirrung gewahrten die Reiter die einbrechende Gefahr nicht.

Eine mächtige Ueberzahl an Wachen und bewaffneter Bürger flog aus der Stadt herbei und überfiel die Mordbrenner.

Was die verschuldet, schrieb man dem Muthwillen und dem Uebermuthe der Marodeure zu.

Eine Biene hatte gestochen und man wollte den ganzen Korb in's Wasser werfen.

Die Reiter wehrten sich ihrer Haut.

Der Hauptmann und Lusch fochten wie Löwen.

Vergebliche Mühe.

Das Hauptaugenmerk der Bürger richtete sich vorzüglich auf den Anführer.

Roßwurm und Daniel wurden überwältigt, die übrigen mehr oder minder verwundet, zersprengt und verjagt.

Der alte Bassompiere war von dem Fange benachrichtigt, flog wie die rächende Nemesis auf Windesflügeln einher, noch an dem nämlichen Tage stand der gefangene Roßwurm ihm gegenüber.

Bei dem militärischen Standgerichte, welches über den Hauptmann abgehalten wurde, präsidirte Bassompiere in eigener Person, ihm am nächsten im Range war der General=Wachtmeister Louis de L'Hopital=Vitry.

Die Anklage lautete auf Entführung, Desertion und Mordbrennerei.

Roßwurm vertheidigte sich, so gut er konnte.

Bezüglich der zwei letzteren Anschuldigungen gelang es ihm, seine Richter von seiner Schuldlosigkeit zu überzeugen.

Er machte geltend, daß er vor seiner Entfernung aus dem Schlosse Le Blancmenil das Kommando dem Unterbefehlshaber übergeben habe, daß er wieder zu kommen gesonnen gewesen sei, daß man nicht vor dem Feinde gestanden habe, folglich er sich blos als abwesend betrachtete.

Was die Feuersbrunst im Landhause betreffe, wäre sie, wenn nicht zufällig, so gewiß ohne sein Wissen und seinen Willen entstanden.

Die übereinstimmende Aussage Daniel Lusch's kam ihm dabei sehr zu Statten.

Gegenüber dem Verbrechen der Entführung vermochte er sich nicht zu vertheidigen.

Seine kriegerische Tüchtigkeit und seine Jugend gaben jedoch bei den Richtern beredte Fürsprecher ab und sie zeigten sich geneigt, ihm das Verbrechen nicht hoch anzurechnen.

Da ergriff aber Bassompiere das Wort, hob das unedle, unritterliche Benehmen des Hauptmannes hervor, schilderte die Verzweiflung der entehrten Familie und wies auf das Beispiel anderer Kriegsherren, welche dergleichen Verbrechen mit dem Tode bestraften.

Die Stimmen der Beisitzer theilten sich — die des Präsidenten wurde die entscheidende.

Da das Geschick des Verbrechers mir anheimgegeben, sagte der strenge Liguist, so spreche ich das Schuldig über ihn aus und verurtheile ihn zum Tode durch das Schwert, welches Urtheil morgen um die sechste Frühstunde an ihm vollzogen werden soll, öffentlich zum abschreckenden Beispiele. Profoß, bemächtigt Euch des Verurtheilten!

Roßwurm warf dem strengen Manne einen Blick des tödtlichsten Hasses zu und sagte: Ich bin schuldig; ob, was ich gethan, nur mit dem Verluste des Lebens gesühnt werden kann, geb' ich zu bedenken. Weh' Dem, der einen unschuldigen Edelmann dem Henker überliefert!

Nach dieser, aus dem Muude eines Gefangenen ungefährlichen Drohung wurde er in das Gefängniß zurückgeführt.

Alle Welt in Amiens hielt den Hauptmann für verloren, und er wäre es auch gewesen, ohne den General-Wachtmeister de L'Hopital-Vitry.

Diesem hatte Roßwurm bei einer früheren Gelegenheit Dienste erwiesen, welcher Art diese waren, erwähnt der jüngere Bassompiere nicht, dessen Memoiren wir getreulich nacherzählen, in jedem Falle müssen sie erheblich und das Ansehen Roßwurms bereits sehr respektabel gewesen sein, weil sonst ein so tüchtiger und angesehener Mann, wie der General-Wachtmeister, wegen eines gewöhnlichen, liederlichen Kriegsgesellen sich nicht der Ungnade des Kriegsherrn ausgesetzt haben würde, indem er einem zum Tode Verurtheilten die Flucht ermöglichte.

Und das geschah.

In welcher Weise, erwähnt unsere Quelle nicht, es ist auch gleichgültig; wo eine so mächtige Hand im Spiele ist, sind die Mittel ohne Interesse. Genug, am Morgen fand man nicht nur Roßwurm's, sondern auch Lusch's Gefängniß leer.

Bassompiere tobte, daß der Schuldige der Strafe entronnen, und der flüchtige Hauptmann wüthete gegen Bassompiere, der ihm ein so schmähliches Ende zu bereiten gedachte.

Den unsicheren Boden Frankreichs fliehend, eilte Roßwurm, voll nachhaltigen Grimmes gegen Bassompiere, nach den Niederlanden, traf dort seinen früheren Hauptmann, den Freiherrn Adolf von Schwarzenberg, an der Spitze von 2000 Reitern, auf der Seite der spanisch-katholischen Partei, und begab sich wieder unter dessen Befehl.

Das Jahr 1593 findet ihn bereits als Oberstlieutenant.

Für einen jungen fähigen Kriegsmann gab es auf dem niederländischen Schauplatze viel zu lernen.

Seit dem Tode des Herzogs von Parma war zwar an die Stelle des großen Krieges der kleine getreten, allein darin bildete sich eine neue Taktik heran.

Das große Talent des jungen Nassau begann sich zu entwickeln, und in sein, wie in das spanisch-niederländische Lager zogen militärische Abenteurer von allen Windrichtungen Europa's.

Roßwurm lernte hier die Mannsfelde kennen, den bereits berühmten Georg Basta, den unübertroffenen

Wallonen-Obersten Johann Tscherklas von Tilly, den Grafen Johann Jakob Barbiano von Belgiojoso, lauter Männer, bestimmt, später auf die tragische Wendung seines Geschickes Einfluß zu üben.

Noch war der spanisch-niederländische Kampf nicht beendet, als an der Ostgrenze Oesterreichs der Türkenkrieg entbrannte.

Im Reich wurde die Türkenglocke geläutet, die erschreckten Geister sahen den Halbmond schon zum zweiten Male vor den Thoren Wiens, die Festung Raab hatte er ohnedem bereits genommen, Graf Hardeck, der sie übergab, büßte den Schimpf mit seinem Kopfe auf dem Platze am Hof zu Wien.

Kaiser Rudolf, einen erfahrenen Oberfeldherrn schwer vermissend, wandte sich an seinen Oheim Philipp II. von Spanien, sich den berühmten Karl von Mannsfeld zum Befehlshaber seines Heeres erbittend.

Dieser, des Krieges gegen Mitchristen überdrüssig, nahm die Erlaubniß und das Anerbieten um so williger an, da er vom Kaiser auch die Ermächtigung erhielt, tüchtige Befehlshaber und Kriegsleute aus den Niederlanden mitzubringen.

So betraten die unter dem Namen Wallonen bekannten Elitetruppen jener Zeit Oesterreichs Boden, so kam Adolf von Schwarzenberg an der Spitze von 2000 Reitern in unser Vaterland, mit ihm der Oberstlieutenant Christof Hermann von Roßwurm, 300 Reiter befehligend.

Das kaiserliche Dekret, welches diesem das Antrittsgeld bewilliget, ist vom 28. Juni 1594 datirt.

Damit sind wir an einer neuen Epoche im Leben unseres Helden angelangt, an einer Epoche, die bis zum Beginn dieser Erzählung fast ein Decennium umfaßt, das wir aber um so weniger übergehen können, da wichtige Kriegsereignisse, schwere Kämpfe es füllen, welche unserem Helden Gelegenheit boten, sich zum Höhepunkt seines Ruhmes empor zu heben.

Achtes Kapitel.

Roßwurm unter Mannsfeld, Schwarzenberg und Mercoeur.

Der Leser ängstige sich nicht.

Wir werden ihn nicht mit Details eines mehrjährigen Türkenkrieges belästigen, die Ereignisse sollen an ihm nur vorüberstreichen, und zwar gerade so schnell, um den Helden der Erzählung nicht aus dem Auge zu verlieren.

Der berühmte Karl Graf von Mannsfeld ist ein Sprosse der katholischen, niederländischen Linie der Mannfeld, sein Vater, schon achtzigjährig, hing mit unerschütterlicher Treue am Hause Oesterreich.

Bei der Uebernahme des Oberbefehls in Ungarn war er erst 52 Jahre alt, doch bereits mit Wunden überdeckt.

Sein Name geht durch alle damaligen Kriegszeitungen, er hat in den Niederlanden und in Frankreich in zahllosen Schlachten und Gefechten mitgekämpft.

Seine Gesundheit war angegriffen.

Noch im Jünglingsalter, schnitt man ihm ein lebendes Thier — fast einer Eidechse gleich — aus dem Beine.

Seit damals hinkte er.

Genossene Liebestränke, beigebrachtes Gift, frühere Trunkliebe, kurz ein wüstes Soldatenleben hatten seinen Organismus zerstört.

Dieses körperliche Unbehagen, verbrüdert mit einem erschrecklichen Jähzorn, erzeugte eine allseits gefürchtete Strenge, die oft in Grausamkeit ausartete; allein das Ergebniß davon, eine unerbittliche Kriegszucht, war es eben, was dem kaiserlichen, aus dem buntesten Söldnergemisch gebildeten Heere Noth that.

In Frankreich hatte Mannsfeld nach einem Wortwechsel an der Tafel einen Hauptmann erstochen, in den Niederlanden erdolchte er seine zweite Frau sammt ihrem Buhlen wegen Ehebruch.

Jetzt als berühmter Führer wurde er auf der Reise durch Prag zum Reichsfürsten erhoben und in Wien mit einer goldenen Kette geschmückt.

Fürst Mannsfeld befehligte unter der Aegide des Erzherzogs Mathias.

Das Heer zählte 13,000 Reiter und 51,000 Mann zu Fuß.

Mannsfeld erschien in prachtvoller, kleidsamer Magyarentracht, die zuchtlosen Haufen erzitterten unter seiner Strenge.

Unweit von Wien verlangten unbezahlte Regimenter trotzig ihren Sold und sandten drei „Ambassaten“ an den Feldherrn.

Dieser befahl den drei Männern zu würfeln.

Jener, welcher die meisten Augen warf, mußte die beiden Anderen ohne Verzug aufknüpfen.

Als der entlassene Henker zu seinem Regimente zurückkehrte, verstummte die Meute.

Bei Wieselburg wurde ein meilenweites festes Lager mit Wällen und Gräben gebaut.

Mannsfeld, hoch zu Roß, schleppte selbst Faschinen herbei, der Markgraf von Burgau, aus erzherzoglichem Blute, handhabte den Spaten.

Wie erst die Anderen!

Ja, sogar 800 Weiber des Lagers, darunter manche Edeldame, mußten Hand anlegen; freilich hatte der Feldherr Eine, die sich weigerte, gebunden bis zur Hälfte des Leibes eingraben lassen, und ein ungarischer Reiter, weil er ein Reisigbündel wegwarf, wurde an den nächsten Baum gehängt.

In wenigen Tagen war das Lager für 80,000 Mann zu Stande, keine Hand stahl eine Frucht vom Baume, keine Garbe auf dem Felde wurde berührt, Krämer und Landleute boten ungefährdet auf dem Lagermarkte ihre Feilschaften aus, und doch standen hier unter Anderen dieselben Wallonen — die Turkos jener Zeit — die wegen ihrer Mord- und Plünderungssucht auf dem Zuge durch Deutschland von Stadt zu Stadt durch bewaffnete Bürger eskortirt wurden, bis man sie auf der Donau einschiffte, wobei es in der Nähe Wiens dennoch zu Gewaltthaten kam.

Die Türken, durch Hin- und Hermärsche irre gemacht,

wähnten, der Angriff gelte Raab, während Mannsfeld urplötzlich vor Gran erschien.

Einen Monat dauerte die Belagerung, Schwarzenberg und Roßwurm hatten sich den Türken bereits furchtbar gemacht, als Sinanpascha, die heilige Fahne mit sich führend, zum Entsatze erschien.

Zwischen Straßaberg und Georgenfeld kam es zur Schlacht.

Die Christen siegten.

39 Feldschlangen, 27 Fahnen und 1500 Zelte wurden erbeutet.

Der Roßwurm, über das Gebirge defilirend, erstürmte das feindliche Lager, die Viktoria war vollkommen.

Mannsfelds Neffe flog mit der Freudenkunde nach Prag zum Kaiser, aber dem Glücke folgte ein Unglück.

Der von der Schlacht erhitzte Feldherr, dreimal hatte er die Pferde gewechselt, heiser vom Kommandiren und Anordnen, genoß, sich zu erquicken, Trauben und Melonen und bekam Fieber und Ruhr.

In den Phantasieen stets nur nach Gran fragend, erlebte er noch den Fall der Wasserstadt und starb.

Wenige Tage darauf ergaben sich Stadt und Schloß Gran, dann fielen Wissegrad und Waitzen, es waren dies die Nachfrüchte des Mannsfeld'schen Feldherrngeschicks.

. . . .

Im folgenden Jahre (1596) treffen wir Schwarzenberg als Feldmarschall und Roßwurm als Obersten eines frisch geworbenen Regiments vor Waitzen.

Roßwurm und Terzka erstürmten nach einem vier-

stündigen Würgen das feste Hatwan, die Wallonen und die Deutschen wetteiferten in den ausgesuchtesten Martern und Grausamkeiten nicht blos gegen die Besatzung, zum Entgelt dafür stürzte sich das vor Rache entflammte Türkenheer auf Erlau und fünfthalbtausend Christen wurden geschunden, entmannt und sinnreich gemartert.

Erzherzog Maximilian kam zu spät, um Erlau zu entsetzen, wohl aber zeitlich genug, um zehn Tage darauf in der Ebene von Kereßtes eine dreitägige Schlacht zu liefern.

Die Schlacht war am Ende des dritten Tages von den Deutschen und Ungarn schon gewonnen, 109 Kanonen waren erbeutet, darunter 43 von Roßwurm, als die Truppen, dem erzherzoglichen Befehl zuwider, zu plündern anfingen, sich zerstreuten, dabei aber noch einmal angegriffen wurden.

In weniger als dreißig Minuten waren 20,000 christliche Reiter in die Sümpfe versprengt, im Ganzen gingen 50,000 Christen zu Grunde.

Das war die berühmte Schlacht bei Erlau, an Schrecken und Verderben gleich der von Mohacs.

Der Erzherzog, Schwarzenberg und Roßwurm reisten nach Prag, wo sie den Winter verbrachten.

. . . .

Im Jahre 1597 wurde der Feldzug erst im Herbst eröffnet.

Roßwurm erhielt vor Papa, welches erobert wurde, eine Schußwunde, Totis ward mit einer Petarde geöffnet und erstürmt, und dann bei Komorn nach dem Beispiele Mannsfelds ein Lager geschlagen.

Drei Tage lang stürmte der Serdar die kaiserlichen Linien, wurde aber zurückgeworfen.

Im März (1598) öffneten Schwarzenberg und Palfy das feste Raab durch List und eroberten es, nur fünf Mann der Besatzung entkamen, um in Ofen den Verlust zu melden.

Deutschland und die ganze christliche Welt jubelten über die Waffenthat. Schwarzenbergs Name ging durch Aller Mund, er ward reich beschenkt, zum Ritter geschlagen und in den Grafenstand erhoben.

Den Ständen und Städten in Ober- und Unterösterreich wurde anbefohlen, an den Heerstraßen Denksäulen und Kreuze aufzurichten und darauf die Inschrift einzugraben:

„Sag' Gott dem Herrn Lob und Dank,
Daß Raab ist kommen in der Christen Hand!"

Nun ging es an die Belagerung von Ofen, diese aber mußte trotz bereits errungener Erfolge wegen eingefallener stürmischer Witterung aufgehoben werden.

Friedensunterhandlungen, die sich zerschlugen, lähmten den Feldzug von 1599, wieder erst im Herbst standen sich beide Lager zwischen Gran und Ofen gegenüber, streifende Tartaren verwüsteten weit und breit das Land, allein Schwarzenberg, entschlossen ohne höhere Weisung nichts zu unternehmen, blieb unthätig im verschanzten Lager.

Das Jahr 1600 — als Jubeljahr auf das Geheiß Clemens des Achten feierlich begangen, brachte neuen Verlust. Schwarzenberg wurde von der wegen Sold-

rückstände meuterischen Franzosen- und Wallonenbesatzung Papa's durch eine Kugel getödtet.

. . . .

Roßwurm beklagte tief den Verlust des deutschen Kriegslehrers; der Kaiser, neuerdings in Verlegenheit wegen eines bewährten Heerführers, beauftragte ihn, da er mit den katholischen Kriegsmatadoren Frankreichs persönlich bekannt war, den Uebertritt des Lothringer Herzogs Philipp Emanuel von Mercoeur zu vermitteln.

Diesem wurde nun der Oberbefehl gegen die Türken anvertraut.

Sein erster Zug, die belagerte, vom Obersten Paradeiser mühselig und ängstlich vertheidigte Festung Canisa zu entsetzen, mißlang, er zog sich zurück bis nach Raab, die Vormauer der Steiermark kam acht Tage nach seinem Abzuge in die Hände der Türken und Paradeisers Kopf rollte darob auf dem Blutgerüste zu Wien.

Nach dem Falle Canisa's lagen Steiermark, Krain und Kärnten den Türken offen. Erzherzog Ferdinand, als nachmaliger Kaiser der zweite seines Namens, vom Papste und italienischen Fürsten unterstützt, zog nun ebenfalls von Graz aus, Canisa wieder zu erobern.

Es standen damals (1601) drei österreichische Heere im Felde, eines unter Basta, dieser war 1598 nach Oesterreich berufen, in Siebenbürgen, das andere unter dem Herzoge von Mercoeur zwischen Gran und Komorn, und das dritte unter dem Erzherzoge Ferdinand vor Canisa.

Bei dieser Armee waren alle hohen Stellen mit wälschen Generalen besetzt, hier befehligten Aldobrandini, ein

Neffe des Papstes, der Herzog von Mantua, Giovanni de Medici u. s. w.

Die Italiener verlangten, daß kein Protestant eine Stelle erhalte, man zog mit geweihten Waffen in den heiligen Krieg.

Der Hochmuth der Wälschen sank schon nach dem ersten Monate der vergeblichen Belagerung.

Es ist in Herrn von Hammers türkischer Geschichte nicht gar erbaulich zu lesen, wie der verschmitzte Hassan, der Opiumesser benamst, durch lustige Kunstgriffe die Hochmüthigen geäfft, genarrt und irre geführt hat, bis endlich der Erzherzog gezwungen war, bei seinem Oheim um Hilfe anzusuchen.

Erzherzog Mathias befehligte den Roßwurm nach Canisa.

Dieser hatte indessen Heldenarbeit gethan.

Stuhlweißenburg sollte genommen werden.

Ohne Bezwingung der hinter Sümpfen gelegenen befestigten Vorstädte war der Stadt nicht beizukommen.

Mercoeur hatte von einer seichteren Morastſtelle, durch welche die Szigeth-Vorstadt zugänglich war, Kunde erhalten, und beauftragte den bereits zum Feldmarschall ernannten Roßwurm mit diesem Unternehmen.

Der Beauftragte wählte tausend der verwegensten Wallonen und Deutsche, belud sich und sie mit Reisigbündeln und ging in der Nacht am 16. September an die wagige Arbeit.

Neun Stunden lang arbeitete und watete Roßwurm im bis an die Brust reichenden Sumpfe, endlich erreichte er die Vorstadt.

Die Furth war schmal und ein Theil seiner Erwählten stand noch zurück.

Schon dämmerte der Morgen heran; wartete Roßwurm, bis die Uebrigen nachkamen, so entdeckten die Türken bei anbrechendem Lichte seine Vereinzelung und er war verloren.

Er befahl den Angriff.

Den Namen Christi rufend unter forcirtem Schreien und Lärmen, warf er sich auf die erschrockenen Moslim und jagte sie durch die Thore in die eigentliche Stadt.

Gleichzeitig griff Mercoeur die anderen Vorstädte an, die Türken flohen mit Zurücklassung ihrer Kanonen.

Eine dreitägige Beschießung der inneren Stadt von den Vorstädten aus brachte Stuhlweißenburg in die Hände der Christen.

Das Gemetzel war entsetzlich.

Der alte Königspalast, die Grabkirche der ungarischen Könige, wurde von den Türken in die Luft gesprengt.

Reiche Beute fiel in die Hände der Wallonen, welche den Deutschen zuvorkamen. Sie verschonten selbst die Königsgräber nicht und zerrten die Leichen der arpadischen Herrscher aus den Särgen.

Mercoeur befahl, die Feste eiligst wieder in Stand zu setzen, denn schon zog der Großvezir Hassan, der Oebstler zubenamset, mit mächtigem Heere heran.

Drei Wochen später, am 15. Oktober 1601, begann unter den Mauern von Stuhlweißenburg am Velenserfee die offene Feldschlacht.

Erzherzog Mathias war von Wien herbeigeeilt, das Errungene tapfer zu vertheidigen.

Das kaiserliche Heer lagerte in festem Passe zwischen zwei Bergen.

Der Roßwurm, im Verein mit dem Grafen Heinrich Mathias von Thurm, hielt den ersten feindlichen Angriffen heldenmüthig Stand, sie vertheidigten die Schanzen, die Deckungen des Passes.

Lange aber hätte das eingekeilte christliche Heer nicht auszudauern vermocht, der übermächtige Feind schnitt ihm alle Zufuhr ab.

Roßwurm und der Graf von Sulz drangen in den Herzog, aus dem Paß heraus zu treten und im offenen Feld die Schlacht zu wagen.

Der Erzherzog stimmte bei.

Roßwurm, an der Spitze des gesammten Fußvolkes, warf sich dem fünffach überlegenen Feinde entgegen.

Der Angriff ist fürchterlich, doch die Uebermacht droht zu siegen.

Schon fliehen einzelne Fähnlein der Ungarn.

Da erscheint der Kapuziner Lorenz Brandisi mit dem Kreuze in der Hand, und wie einst Kapistran vor Belgrad, tritt er den Fliehenden mahnend entgegen.

Roßwurm wirft sich in das dichteste Getümmel, sein mächtiger Ruf entflammt die Zagenden, auf allen Seiten entfaltet sich die blutige Schlacht, und „Sieg! Sieg!" tönt es in den Reihen der Christen.

Und es war ein vollständiger Sieg.

Ein Tedeum zu St. Stefan in Wien feierte ihn, die

Wiener Bürger ehrten den heimgekehrten Erzherzog durch ein Bankett, an dem auch Herzog Mercoeur Theil nahm.

Für Roßwurm aber gab es neue Arbeit, er wurde befehliget, dem Erzherzog Ferdinand vor Canisa Hilfe zu bringen.

Mit 2000 Reitern und 6000 Mann abgematteten Fußvolkes sollte er die prahlerischen Wälschen retten.

Mathias von Thurn, Graf Philipp von Solms, Johann Ernst Fürst von Anhalt hatten sich ihm angeschlossen.

Auf bösen winterlichen Wegen, gezwungen, das Gepäck zu Wesprim zurückzulassen, langte der Unermüdliche bereits am 12. November vor Canisa an.

Schon die erste Besichtigung ließ ihn die traurigen Anstalten und die noch traurigere Lage erkennen.

Er machte auch kein Hehl daraus, erklärte aber trotzdem die Belagerung fortführen zu wollen.

Die Italiener hatten aber keine Lust, die Beschwerden länger zu tragen, und verließen nach dem am 15. November abgehaltenen Kriegsrathe das Lager.

Zum Unglück brach ein furchtbares Unwetter herein, Sturm, Schnee und Frost überfielen das im Freien kampirende Heer und dezimirten es, man gab das nunmehr Unmögliche auf und trat den Rückzug an.

Die schelmischen Italiener hatten aber alle Ketten, Seile und Stricke verschleppt, so daß man das Geschütz nicht fortbringen konnte.

Durch einen feindlichen Ausfall zur Eile genöthigt, mußte man sogar den rothsammtenen Thron des Erzherzogs zurücklassen.

Roßwurm befehligte bei diesem verheerenden Rückzuge die Nachhuth. Eine Ehre, für die er dem Erzherzoge Dank wußte.

In dem kläglichsten Zustande erreichte man Pettau uud Graz.

Roßwurm ging nach Wien.

Der siegreiche Feldherr, Herzog von Mercoeur, auch vom Kaiser in Prag auf's Ehrenvollste empfangen, erbat sich einen Urlaub nach Lothringen, der ihm auch bewilligt wurde.

Auf der Reise ergriff ihn zu Nürnberg ein heftiges Fieber und raffte ihn dahin.

Er starb, noch nicht dreiundvierzigjährig, am 19. Februar 1602.

In dem Raume weniger Jahre der dritte kaiserliche Heerführer.

Neuntes Kapitel.

Roßwurm vor Ofen. — Bassompiere und sein Schildhalter.

Wem sollte nun die Heeresleitung in Ungarn anvertraut werden?

Der Kaiser entschied sich für den Marschall Roßwurm, dessen Eifer, Unternehmungslust und Tapferkeit ihm trotz seiner protestantischen Abstammung, trotz seiner Jugend gegenüber viel älterer Kriegsobersten, den Vorrang verschafften.

Schon im August — also früher wie in den verflossenen Jahren — — zog der Großvezir Hassan von Ofen gegen Stuhlweißenburg.

Roßwurm beeilte sich in eigener Person, eine Verstärkung und Kriegsbedürfnisse in die bedrohte Feste zu werfen, und anvertraute die Vertheidigung derselben dem Grafen Johann Markus Isolani.

Die Türken aber ahmten Roßwurms Wagestück vom vorigen Jahre nach und nahmen die Wasserstadt; schon

am 29. August fiel die alte ungarische Königsgräber- und Krönungsstadt wieder in die Gewalt des Erbfeindes.

Der Großvezir überschritt darauf bei Ofen die Donau und lagerte in der Ebene von Pest.

Roßwurm stand gegenüber von Gran.

Auf die Kunde, daß Moses Szekely in Siebenbürgen sich wider Georg Basta erhoben, machte sich der Großvezir auf, ihm zu Hilfe zu eilen.

Roßwurm hörte kaum davon, so brach auch er auf, nahm Waitzen, warf von der Insel Andreä eine Schiffbrücke nach Pesth und begann diese Stadt zu belagern.

Um die feindliche Brücke, welche Pesth und Ofen verband, zu zerstören, bediente er sich der Tschaikenflotille, die unter dem speziellen Befehle des Freiherrn Gilbert von Saint Hillairs stand.

Dieser, ein Lothringer von Geburt — er wurde später Arsenal-Hauptmann in Wien — konstruirte einen Brander, den man gegen die feindliche Brücke schwimmen ließ.

Roßwurm, welcher sich auf eine der Tschaiken begeben hatte, griff die Vertheidiger der Brücke persönlich an, während der Graf von Sulz sich den Zugang vom Pesther Ufer aus erfocht.

Der doppelte Angriff glückte und zahlreiche Feinde wurden theils auf der Brücke getödtet, theils in den Strom gesprengt, der Brander zerstörte die Verbindung des Feindes zwischen Pesth und Ofen.

Der Angriff auf Pesth geschah nun ebenfalls gleichzeitig von der Wasser- und Landseite, und die stark be-

festigte Stadt fiel nach erbarmungslosem Morden in die Gewalt der Christen.

Ein Haufe von Türken sammt Weibern und Kindern flüchtete sich in einen Thurm.

Roßwurm befahl, sie zu schonen, und entließ die Beschenkten nach Ofen, um dort die Gemüther für eine Kapitulation williger zu stimmen.

Reiche Beute, von den Türken während ihres mehr als fünfzigjährigen Besitzes dieser Stadt aufgehäuft, fiel in die Hände der Christen.

Das Heer spendete dem Befehlshaber zwölf der prachtvollsten Fahnen und überbrachte sie ihm feierlich in sein Zelt.

Nun galt es die Festung Ofen, die Hauptstadt des türkischen Ungarns, zu bezwingen.

Roßwurm, kecken Muthes, schmeichelte sich durch seine Geschütze und Minen des besten Erfolges.

Allein der Großvezir, kaum daß die Nachricht von dem Siege der christlichen Waffen ihn ereilte, machte kehrt um und erschien mit seiner Armada wieder auf dem Rakos.

Roßwurm zog ihm mit der Reiterei entgegen, wurde aber, weil in zu starker Minderzahl, zum Rückzuge gezwungen.

Nun zerstörten die Türken wieder die Schiffbrücke der Christen und belagerten Pesth, während Roßwurm dasselbe mit Ofen that.

Nachdem Pesth zwanzig Tage lang von den Moslim beschossen wurde, mußte der Großvezir, der wegen Mangel an Lebensmitteln bereits an den Vorräthen der Festung

Ofen zu zehren begann, den Rückzug antreten, doch that er es nicht, ohne 2000 Janitscharen mit dem nöthigen Kriegsgeräthe in die Festung zu werfen.

Nun begann christlicher Seits die Belagerung Ofens mit erneuerter Heftigkeit, allein der Beglerbeg Ali und Habil, der achtzigjährige Richter von Ofen, vertheidigten die Festung mit Umsicht, Standhaftigkeit und Energie.

Bei einem ihrer zahlreichen, mörderischen Ausfälle bestiegen sie eine vom Regiment Schwarzenberg nachlässig bewachte Schanze, vernagelten die Kanonen, hieben tausend Deutsche nieder, darunter einen Sohn des Fürsten Karl von Mannsfeld.

Roßwurm, der sich eben mit französischen Kavalieren beim Kartenspiel befand, geringschätzte den Angriff und sandte blos seine Unterbefehlshaber aus, ohne sich selbst an die angegriffene Stelle zu begeben, seine Feinde beeilten sich daher, die Schuld des großen Verlustes ihm aufzubürden.

Das eingetretene schlechte Wetter veranlaßte ihn endlich, die Belagerung aufzuheben, die Regimenter wurden theils in die Donaukastelle, theils in das Lager bei Gran in die Winterquartiere gebracht, der Feldzeugmeister Graf von Sulz blieb in Pesth als Befehlshaber, Roßwurm begleitete den Erzherzog Mathias nach Wien.

Im folgenden Jahre — 1603 — zögerte der Kaiser mit der Entscheidung, wem er den Oberbefehl in Ungarn anvertrauen solle?

Basta sehnte sich bereits darnach, und es läßt sich

denken, wie viel Unglimpfliches gegen Roßwurm am Hofe zu Prag vorgebracht worden sein mochte.

Schon ging das Gerücht, daß Basta die Führerstelle anvertraut worden sei, allein das Verdienst, Pesth erobert zu haben, überwog für diesmal noch die einflußreichen Intriguen der Wälschen und Roßwurm wurde im vorjährigen Kommando unter dem Erzherzoge Mathias bestätigt.

Daß der Oberbefehl des Erzherzogs stets nur ein nomineller gewesen, beweisen noch vorhandene Concepte von kaiserlichen Handschreiben, welche direkt an Roßwurm gerichtet sind.

So finden sich allein aus dem Jahre 1603 vierunddreißig solcher Schriftstücke, in deren meisten der Feldmarschall vom Kaiser ermahnt wird, das Volk nicht leicht durch eine Schlacht auf's Spiel zu setzen und lieber den Feind durch Scharmützeln hinzuhalten.

Zu Ende August brach das kaiserliche Heer gegen Ofen auf und lagerte, nachdem man Brücken über die Donau geschlagen, auf der Insel St. Andreä, von wo man Verbindungen nach beiden Ufern hin inne hatte.

Die Türken, unter Anführung des Seraskers Lala Mohammed und des närrischen Hassan (Deli Hassan), lagerten zwischen dem St. Gerhardsberg und der Stadt Ofen.

So war die Kriegssituation, als François de Bassompiere, der Prinz von Joinville, der Rheingraf mit ihren Suiten und dem Troß zu Schiffe im kaiserlichen Lager anlangten.

Wir nehmen somit den Faden unserer Erzählung auf.

Was wir aus der Vergangenheit nachholten, war unerläßlich, damit der Leser die Hauptperson und die Verhältnisse rings um sie kennen lerne.

Von nun an wird keine Unterbrechung den Fluß der Darstellung hemmen.

. . . .

Bassompiere hatte auf der Vorüberfahrt an Komorn Halt gemacht, um den dortigen Festungskommandanten, den Feldzeugmeister Baron von Molart, zu begrüßen und kennen zu lernen.

Dieser gab ihm einen seiner Unterbefehlshaber mit, daß er ihm im kaiserlichen Lager zum Wegweiser diene und ihn unverzüglich zu den ungarischen Obersten leite, wo er den Freiherrn Ferdinand von Kollonits treffen werde, dem er am wärmsten empfohlen war, daher er dessen Bekanntschaft vorerst zu machen gedachte.

Das geschah denn auch.

Die ungarischen Reiter bildeten die Vorhut des Heeres.

Die fremden Kavaliere präsentirten sich den magyarischen Führern und wurden ausgezeichnet aufgenommen.

Kollonits lud sie in sein Zelt und bewirthete sie, gleichzeitig begab sich einer der ungarischen Befehlshaber zum Feldmarschall, diesem die Ankunft der Volontäre zu melden und ihn in ihrem Namen zu bitten, sich persönlich vorstellen zu dürfen.

Roßwurm, der militärischen Etikette gemäß, schickte den Angekommenen sogleich den ihm nahestehenden Wallonen-

führer Johann von Tilly entgegen, um sie zu begrüßen und zu ihm zu geleiten.

Tilly vollzog seinen Auftrag.

Beim Anblick Bassompiere's lächelte er und sagte:

Ihr Eintreffen, Herr Baron, war uns von Wien aus bereits bekannt gegeben, ebenso erhielt Seine Excellenz Kenntniß von Ihrer Besorgniß. Ich bin von dem Herrn Feldmarschall beauftragt, Ihnen zu sagen, daß er Ihnen nichts Böses will, Sie mögen sich immerhin ihm nähern, ungeachtet er keine nähere Bekanntschaft mit Ihnen wünscht.

Bassompiere versichert in seinen Memoiren, diese Botschaft tröstlich gefunden zu haben, doch vermochte er noch immer der Aengstlichkeit nicht los zu werden, als er sich mit den Uebrigen auf den Weg machte, sich dem Oberbefehlshaber vorzustellen.

Roßwurm empfing die fremden Kavaliere in seinem Zelte.

Der Prinz von Joinville, als der vornehmste, stand an ihrer Spitze und war der Wortführer.

Der Feldmarschall unterhielt sich mit ihm und dem Rheingrafen, für Bassompiere hatte er bei dieser freilich sehr kurzen Vorstellung kein Wort.

Nachdem man der Etikette genügt, kehrte Bassompiere zu seinen Magyaren zurück, in deren Mitte er sich bald heimisch fühlte, daher er auch dort seine Zelte aufschlug.

Am Abend desselben Tages berief Bassompiere seinen Schildhalter, den Junker von Schlaginweit, zu sich in's Zelt.

Nun, mein lieber Berthold, redete er ihn freundlich an, hast Du die Trennung von Meister Lametzhofer bereits verschmerzt?

Gnädiger Herr, antwortete der Gefragte mit schwermüthiger Miene, meine Freundschaft für den Ehrenmann würde dieses Namens unwürdig sein, wenn sie bereits während der kurzen Trennung erkühlt wäre.

Du bist also standhaft in Deinen Neigungen, treu in Deinen Gefühlen.

O gewiß, gnädiger Herr, gewiß!

Deine aufrichtige, warme Versicherung trägt den Ausdruck der Aufrichtigkeit. Ich hoffe, daß auch ich auf Deine Anhänglichkeit, auf Deine Treue werde rechnen können.

Zeit und Gelegenheit sollen Ihnen davon die Ueberzeugung verschaffen.

Ich habe Dir eine Stellung in der Nähe meiner Person verliehen, weil Deine Erscheinung mir Zutrauen eingeflößt, und weil ich wünsche, in Dir nicht blos einen Diener, sondern einen Vertrauten erworben zu haben.

Ich fühle zu sehr den hohen Werth dieser Absicht, um ihr nicht mit aller möglichen Aufopferung entgegen zu kommen.

Eine Gelegenheit dazu will ich Dir sogleich bieten. Du wirst durch Meister Lametzhofer erfahren haben, daß der Feldmarschall Roßwurm, ohne mein Verschulden, aus früherer Zeit her ein Feind meiner Familie ist?

Ich bin davon unterrichtet, gnädiger Herr!

Ich hoffe zwar, daß es mir gelingen werde, den Feldmarschall günstiger für mich zu stimmen, allein dazu ist

Zeit erforderlich. Bis dahin bedarf es meinerseits der Vorsicht; Du wirst demnach wachsam bleiben und auf alle Vorgänge aufmerksame Blicke richten. Du wirst trachten, mit einem oder dem anderen Pagen des Feldmarschalls bekannt zu werden und wirst, ohne daß es auffällt, sein Vertrauen gewinnen. Ich werde Dich reichlich mit Geld versehen, damit Du Gelegenheiten zu Zechgelagen und Kartenspiel ergreifen und benutzen kannst; sie sind die geeignetsten, um Verbindungen anzuknüpfen und zu befestigen. Das Zelt des Feldmarschalls, es ist das einzige von violetter Farbe im ganzen Lager, ist von den Zelten seiner Dienstleute umgeben, Du weißt daher, wo Du Deinen Mann zu suchen hast. Der Hauptgegenstand, welchen zu erkunden ich Dir auftrage, ist folgender: Ich glaube zu wissen, daß der Feldmarschall im Geheimen eine Dame in's Lager gebracht hat, und möchte erfahren, erstens, ob dem wirklich so ist, und zweitens, wo diese Dame sich befindet? Hast Du mich verstanden?

Vollkommen, gnädiger Herr! antwortete der Junker, den diese Weisung unmerklich die Farbe wechseln machte.

Ich setze voraus, daß Du hinlänglich klug und schlau sein wirst, den erhaltenen Auftrag zu vollziehen, ohne daß es Jemanden auffalle.

Jetzt geh, sei vorsichtig und wohl bedacht.

Der Junker verneigte sich und verließ den Gebieter.

Der angenehme Herbstnachmittag begünstigte seinen Gang durch's Lager, wo die geräuschvolle Regsamkeit des Kriegsvolkes ein Bild voll bunter Abwechselung bot.

Hier lagerten die Arquebusier-Reiter des Grafen Mathias

von Thurn, neben ihnen die Freibeuter zu Roß mit den langen Röhren, dann Kosaken, Heiducken, die Solm'schen Reiter u. s. f.

Dort breitete sich das Fußvolk aus, die Regimenter Sulz Frießland, Schönberg, Althaim, die Freibeuter zu Fuß, die salzburgischen Knechte und endlich die furchtbaren Wallonen.

Zwischen diesen Abtheilungen stand vereinigt die Arkeley (Artillerie) mit ihren schweren Büchsen und Haufnitzen.

Ganz im Hintergrunde lagerte der Troß.

Junker Berthold in seiner feinen ausländischen Tracht, mit seinem eleganten, zarten Wesen erschien mitten in dieser wilden Eisenwelt wie ein Blüthenblatt im Pulverdampf.

Noch ist es frisch, noch zeigt es die Farbe des Schnees, über eine Weile, und der Rauch wird es vergilben, wird es verwelken machen, wenn nicht ein günstiger Wind auf seinen Flügeln es fortträgt in eine reinere Luft, in eine friedlichere Welt.

Ein seltener Muth mußte aber diesen schwachen Körper beseelen, ein starker, entschlossener Geist ihm inne wohnen, denn er bewegte sich festen Schrittes, blitzenden Auges durch diese waffenstarrende Welt, als wäre er hier heimisch, als wäre er geboren zu kämpfen und zu streiten, nicht aber zu schalten und zu walten in friedlichen Kreisen, am häuslichen Herd.

Was verlieh ihm die Kraft, aus sich selbst heraus zu treten, was gewährte ihm die Stärke, seine angeborene Individualität zu verläugnen und eine fremde mit so täuschender Wahrheit zur Schau zu tragen?

War es eine Leidenschaft, oder irgend eine hehre Idee, oder wirkten beide vereint?

Der Leser ist bereits in die Lage versetzt, diese Frage zu beantworten, die Ereignisse der Vergangenheit sind hinlänglich beleuchtet, um erkennbare Schatten in die Gegenwart der Erzählung fallen zu lassen.

Junker Berthold, nachdem er das Lager durchstrichen, nahm seinen Weg wieder gegen dessen Mittelpunkt, wo das violette Zelt des Feldherrn stand, dahin zog ihn nicht blos der Auftrag seines Gebieters, sondern auch sein eigenes Verlangen, dahin drängte ihn sein Herz.

Ein Getümmel tönte an sein Ohr.

Ein Reiterhäuflein sprengt durch eine der Zeltgassen heran, an dessen Spitze sich der Marschall befindet, der, von den Unterbefehlshabern begleitet, so eben das Lager durchritten und die Vorposten besichtigt hatte.

Unweit von seinem Zelte machte er Halt, schwingt sich leicht und gewandt aus dem Sattel, bekomplimentirt seine Suite und schreitet an Berthold vorüber seinem Zelte zu.

Beim Anblick des in voller Mannesblüthe prangenden Roßwurm erbleichte der Junker von Schlaginweit, preßte schmerzhaft die Lippen zusammen und durchbohrte mit einem Blicke den Feldherrn, mit einem Blicke, der den Zweifel, ob er der Liebe oder dem Hasse entsproß, ungelöst ließ.

Der Marschall, ohne den Pagen zu bemerken, verschwand, dieser preßte aus der tiefsten Tiefe seines Herzens einen Seufzer hervor und eilte mit einer Flüchtigkeit fort, welche von der Aufregung seines Gemüths Kunde gab.

. . . .

Die Memoiren Bassompiere's stimmen mit den anderweitig erschienenen Kriegsgeschichten so merkwürdig überein, daß man das Gedächtniß eines Menschen bewundern muß, der in seinem späten Alter, im Gefängnisse, wie der Leser seiner Zeit hören wird, seine Erlebnisse ohne Quellen und Behelfe, blos auf seine Erinnerung gestützt, mit solcher Treue niederschrieb.

Diese Memoiren bieten so interessante Züge und Details, daß es von unserer Seite eine Unterlassungssünde wäre, sie nicht zu erzählen, selbst auf die Gefahr hin, sie von dem Leser für erdichtet gehalten zu wissen.

Bassompiere hatte das Lager kaum begrüßt, und schon bot sich ihm Gelegenheit dar, seine Tapferkeit an den Tag zu legen.

In der Nacht, welche dem 29. September voranging, drang aus dem feindlichen Lager herüber ein Geräusch, welches zu erkennen gab, daß irgend ein Anschlag im Schilde geführt wurde.

Roßwurm lagerte auf der Insel St. Andrä und stützte sich auf das stark befestigte Pesth, während der Serasker unter den Mauern der Festung Ofen und unter dem Schutze der dortigen Kanonen sich in Sicherheit fühlte.

Dieser Schutz war so groß, daß Roßwurm den Feind nicht verhindern konnte, eine kleine Insel zu besetzen und zu behaupten, von wo er mit wenig Mühe vermittelst einer kurzen Schiffbrücke sich den Weg auf die größere Insel bahnte.

Dadurch kamen beide Heere sich so nahe zu stehen, daß ein Zusammenstoß unvermeidlich war.

Bassompiere, der, wie erwähnt, bei der ungarischen Vorhut lagerte, wurde in der erwähnten Nacht durch einen Lärm aufgeschreckt.

Auf seine Frage, was es gäbe? rief eine zurücksprengende Vedette:

„Heu domine, adsunt Turcae!“

Auf Herr, die Türken sind da!

Trompetenschall und Trommelwirbel durchhallen die Nacht, einzelne Schüsse krachten bereits herüber.

Bassompiere wirft sich in die Rüstung und auf's Pferd, Junker Berthold desgleichen.

Das erste Grauen des Morgens findet das christliche Heer auf der größeren Insel in Schlachtordnung aufgestellt.

Roßwurm, mit einem Grabscheidt in der Hand, leitet den Bau einer Batterie, deren Bestimmung ist, die feindliche Reiterei fern zu halten.

Das Vorpostengefecht hat begonnen, Roßwurm besteigt das bereit gehaltene Streitroß und befiehlt der ungarischen Reiterei den Angriff.

Diese sprengt an und haut ein.

Bassompiere, keck und kühn, hat sich mit seinem Gefolge unter die Angreifer gemengt.

Er trägt eine reich vergoldete, gravirte Rüstung, ist mit bunter Feldschärpe und mit wehenden Federn geschmückt, und reitet ein wildes, spanisches Roß.

Der Reiterangriff hat sich kaum entfaltet, so rücken auch schon deutsche Fußregimenter zur Unterstützung nach.

Die Türken ziehen sich zurück, die Reiterei verfolgt sie.

Da kommandirt der Feldmarschall zu halten.

Schon hatten sich die hitzigen Verfolger zu weit vorreißen lassen, sie müssen zurück.

Dieser Rückzug wird en echéquier, das ist schachbrettförmig, bewerkstelligt, ein Manöver, welches für Bassompiere ganz neu war, und dessen Erfindung offenbar Roßwurm angehört.

Das Vorpostengefecht dauerte bis hoch am Vormittage.

Der Feind, den Rückzug der Christen als ein Zeichen ihrer Schwäche betrachtend, folgte ihnen auf dem Fuße nach und verfing sich damit in einer schlau gelegten Falle.

Er beging den Fehler, dem jene ausgewichen waren.

Nachdem er nahe genug sich herangewälzt hatte, befahl Roßwurm den allgemeinen Angriff und nun erst begann die Schlacht.

Das deutsche Fußvolk in Masse griff an.

Bassompiere stahl sich von der nunmehr unthätigen Reiterei hinweg und erschien auch hier in der vordersten Reihe der Angreifenden.

Der Kampf war blutig, der Feind schrecklich.

Es war die Schaar Deli Hassans, des närrischen Hassan, welche die Schlacht bestand.

Lauter Asiaten, wildes, zusammengelaufenes Raubgesindel vom seltsamsten Aufzuge.

Einige waren halb nackt, mit Amuletten an den Armen und Talismanen um den Hals; Andere aussehend wie Weiber, mit fliegenden Haaren, mit Stangen in der Hand, von denen weiße Bandrollen flatterten, mit Kameelknöcheln und Amuletten an den Steigbügeln gehängt.

Mord und Raub bezeichneten ihren Friedensweg, wie erst hier in der Schlacht!

Fest hinter Bassompiere hielt sich der Junker von Schlaginweit. Er kämpft würdig seines Gebieters, würdig des ritterlichen Kleides, welches er trägt.

Wohl gelang es den Asiaten, den rechten Flügel der Christen zum Weichen zu bringen, doch drang der linke mit solcher Macht vorwärts, daß jener momentane Erfolg demjenigen, der ihn errungen, zum Verderben wurde.

Die Schlachtlinie der Türken begann zu wanken, in diesem entscheidenden Moment befahl Roßwurm dem Feldzeugmeister Grafen von Sulz, mit seinem leichten Geschütz gegen die Mitte vorzurücken.

Das entschied den Sieg, die Schlachtlinie wurde durchbrochen.

Das Gemetzel war fürchterlich, die Türken, aufgerollt, flohen in wilder Unordnung zurück.

Tausende fanden in der Donau ihr Grab.

Bassompiere, wie früher unter den Angreifenden, war jetzt unter den Verfolgenden einer der hitzigsten.

Plötzlich wird sein Roß verwundet.

Der Schmerz macht es aufbäumen, die Kinnkette sprengt, das wilde Thier reißt den Reiter hinein in die Flucht der Türken.

Er war verloren, hätte nicht, wie er erzählt, sein Schildhalter ihn gerettet.

Berthold ersah kaum die Gefahr des Gebieters, als er sich an dessen Flanke heftete, den herabhängenden Zügel

erfaßte und durch einen mächtigen Riß das wilde Thier eine Sekunde lang stutzig machte.

Diesen Moment benutzte Bassompiere, sprang aus dem Sattel und schlug sich zu Fuß aus dem Gewühl.

Berthold, rief der Marquis seinem Ecuyer zu, Du hast mir Leben oder Freiheit gerettet, ich will Dir's gedenken.

Schlacht und Verfolgung endeten erst Abends.

Außer den Tausenden, die in den Fluthen ihr Grab fanden, lagen siebentausend Moslemin, darunter Derwisch-Pascha, erschlagen auf dem Schlachtfelde.

Fünfunddreißig Fahnen und Roßschweife fielen in die Hände der Sieger.

Als Bassompiere von der Verfolgung über den eigentlichen Kampfplatz zurückkehrte, fand er folgende Scene:

Man hatte Haufen von türkischen Leichen aufgeschichtet und darauf saß Feldmarschall Roßwurm, umgeben von allen seinen Obersten.

Als er Bassompiere erblickte, sagte er laut zu seiner Umgebung: „Meine Herren, Sie Alle haben gekämpft, wie es Christenhelden ziemt. Die Wahrheit zu ehren, spende ich auch der Tapferkeit des Herrn von Bassompiere meine volle Anerkennung. Sie hat mich übrigens nicht überrascht; er könnte nicht aus dem Hause, von welchem er stammt, entsprossen sein, wäre er nicht ritterlich!"

Darauf wendete er sich zu dem jungen Kavalier und sprach im versöhnenden Tone: „Ihr seliger Vater, Herr von Bassompiere, ist mein Lehrherr gewesen, aber er wollte mich eines schmachvollen Todes sterben lassen. Ich will sein letztes Unrecht vergessen und lieber meiner früheren

Verpflichtung eingedenk sein. Wenn Sie wollen, bleibe ich Ihr Freund und Diener!"

Der Geschmeichelte trat schüchtern auf ihn zu und antwortete bescheiden, daß er sich der Anerkennung Seiner Excellenz erst würdig zu zeigen gedenke.

Roßwurm bot ihm die Hand und sagte zu seiner Umgebung: „Meine Herren, ich wüßte die Versöhnung und Freundschaft mit Herrn von Betzstein nicht in besserer Gesellschaft, noch an einem besseren Orte und an einem schöneren Tage zu schließen!"

Nachdem man sich die Hände geschüttelt, lud der Feldmarschall Alle für den nächsten Tag zur Tafel.

Darauf erhob man sich und durchschritt das Schlachtfeld.

Meine Herren, sagte Roßwurm, bei einer Leichengruppe plötzlich anhaltend, ich lenke Ihre Aufmerksamkeit auf eine Wahrnehmung, die ich bereits vielfältig gemacht. Selbst wenn man von der nationalen Tracht und den religiösen Abzeichen absieht, läßt sich jede Türkenleiche von der eines Christen unterscheiden und zwar — an den schlechten Zähnen!

Nach dieser physiologischen Bemerkung, die einige Heiterkeit verursachte, ritt man in's Hauptlager zurück.

Zehntes Kapitel.

Des Feldmarschalls Pläne und Absichten.

Gestern Kanonendonner, heute Becherklang, gestern floß Menschenblut in Strömen, heute Rebenblut, gestern Schlachtenruf zweier Heere, heute Toaste fröhlicher Zecher, gestern Stöhnen und Winseln von Verwundeten und heute Freudenjubel einer tafelnden Runde.

Der Feldmarschall bewirthete die hervorragenden Führer und Unterbefehlshaber des Heeres, seine geheimen Feinde ließen sich's ebenso munden, wie seine Freunde.

Bassompiere und der Prinz von Joinville saßen an den Ehrenplätzen zur Rechten und zur Linken Roßwurms.

Die auf dem Schlachtfelde verheißene Freundschaft wurde mit dem Becher in der Hand besiegelt.

Man hat mich bei Ihnen für böse und unversöhnlich verschrieen, sagte der Feldherr unter Anderem zu Bassompiere; ich bin weit entfernt, es zu sein. Ich wäre es selbst gegen Ihren Herrn Vater nicht, wenn er noch lebte, wie erst gegenüber dem Sohne, der doch an der Vergangenheit

ganz und gar schuldlos ist. Der Roßwurm — wie mich meine Feinde zu nennen pflegen — läßt Jedem sein Recht und verlangt Genugthuung nur von Jenen, die sie ihm schuldig sind. Ergreifen Sie Ihren Becher, Herr von Betzstein, und trinken Sie mit mir auf den Bestand unserer Freundschaft!

Der heranrückende Abend endete die Freuden der Tafel, um dem Vergnügen des Kartenspiels Platz zu machen.

Die Prime hieß das damals modische Spiel, wobei man mit sehr hohen Einsätzen an die Gunst der Glücksgöttin appellirte.

Erst die Mitternacht trennte die Spieler.

War es die Persönlichkeit Bassompiere's oder die durch seinen Namen geweckten jugendlichen Erinnerungen, welche auf den Marschall einwirkten, genug, er gab sich dem neuen Freunde mit einer Wärme und einem Vertrauen hin, wie man sie in der Regel nur bei jungen, unerfahrenen Menschen anzutreffen pflegt.

Der Zauber, mit welchem der Marquis ihn anzog, wirkte so stark und rasch, daß schon am Tage nach dem Gastmahle eine große Innigkeit ihres Verhältnisses Platz griff.

Der Feldherr nahm den jungen Kavalier mit sich in die geheimste Kabane seines Zeltes, setzte sich zutraulich an seine Seite und sagte: Lieber Betzstein, Sie erlauben mir von heute an diese vertrauliche Ansprache, denn ich halte Sie für meinen Freund, so wie ich der Ihrige bin. Warum sollten Sie es auch nicht sein? Ihrem Ehrgeize

stehe ich nicht im Wege, unsere Interessen stehen weit auseinander. Ich schließe mich Ihnen um so aufrichtiger an, da ich das Bedürfniß nach einem Freunde fühle und in meiner Umgebung zu viele Feinde zähle, um nicht in jeden Einzelnen Mißtrauen zu setzen. Ich fürchte meine Gegner nicht, allein ich scheue sie, deshalb will ich mich in gewissen Fällen, die mißdeutet und zu meinem Nachtheile ausgebeutet werden könnten, Ihnen anvertrauen, dabei auf Ihren Rath oder Ihre Unterstützung rechnen.

Excellenz, Sie können versichert sein...

Lassen Sie, wenn wir allein sind, die Titulatur bei Seite und nennen Sie mich einfach bei meinem Namen, wie es unter Freunden üblich ist. Hat sich doch eine Bestie von einem Feldkriegsrath unterfangen, sogar in einem amtlichen Dokumente mich ganz despektirlich „der Roßwurm“ zu nennen, wofür ich mir freilich eine glänzende Satisfaktion genommen habe; warum sollte ich solche Vertraulichkeit einem Freunde nicht gewähren? Nennen Sie mich also „Hermann“ oder „Roßwurm“, oder noch lieber nennen Sie mich „Freund“ und seien Sie es auch. Hören Sie mich an. Ich halte hier im Lager eine junge Griechin gefangen, ein schönes, aber treuloses Geschöpf.

Bassompiere lächelte und sagte: Ihr Name ist Siona, ihr Vater Simon Girma ist Barbier in Rhodos.

Roßwurm fuhr erstaunt empor und fragte betroffen: Wie, Sie wissen?

Ich will Ihnen den ersten Beweis meiner Freundschaft geben, indem ich Ihnen nicht blos bekenne, daß ich Alles

weiß, sondern auch mittheile, wie ich dazu kam, es zu erfahren.

Thun Sie das, lieber Freund, ich bitte Sie darum.

Bassompiere erzählte nun dem Freunde seine Erlebnisse am Festtage Mariä Geburt in Wien, wie er der Sänfte gefolgt, die Bekanntschaft Lusch's gemacht und dann vor dem Weingartenhäuschen im Alseck gelauscht.

Der Feldmarschall hörte ihm mit großer Aufmerksamkeit zu und sagte hierauf: Da Sie von den Details unterrichtet sind, werden Sie begreifen, daß ich das Verbrechen Siena's nicht ungestraft lassen kann.

Das Mädchen, versetzte der Andere, ist ohne Zweifel strafwürdig, als Ihr Freund kann ich jedoch die Bemerkung nicht unterdrücken, wie sehr ich es bedauere, daß Sie sich hinreißen ließen, einen Feind und Nebenbuhler zu beschimpfen. In solchen Fällen zahlt man mit Degenstichen und nicht mit Fußtritten.

Sie haben Recht, Franz, erwiederte Roßwurm mit düsterem Ernst, als meine Wuth verraucht war, erkannte ich, daß ich unklug gehandelt, allein versetzen Sie sich in meine damalige Situation und Sie werden mich entschuldigen. Ich zweifle nicht, daß die wälsche Schlange mir auflauern wird, gut denn, ich werde auf der Huth bleiben. Da Thatsachen nicht mehr ungeschehen gemacht werden können, so lassen wir den Obersten bei Seite und sprechen wir nur von der Griechin. Ich habe geschworen, sie zu strafen und mein Entschluß ist bereits gefaßt.

Was gedenken Sie zu thun?

Ich will mich mit ihrem Blute nicht beflecken, ebensowenig will ich mich damit abgeben, ein Weib zu züchtigen, mein Strafamt bleibe einem Anderen überlassen. Ich werde sie dem Beglerbeg von Ofen, dem sie entfloh, wieder ausliefern —

Oh, oh, Hermann, rief der Marquis im abmahnenden Tone.

Sie wollen sagen, es sei grausam, ich behaupte, es ist blos gerecht. Wer Wohlthaten mit so großem Undank belohnt, verdient es nicht besser. Ich habe mir's geschworen und ich werde meinen Schwur halten. Ich bitte Sie, mich ja keines Anderen bereden zu wollen, mein Entschluß ist unerschütterlich, Siona wird ausgeliefert, damit erreiche ich einen dreifachen Zweck, erstens entziehe ich ihr die Möglichkeit, sich mit ihrem Geliebten, dem Obersten, wieder zu vereinigen, zweitens überliefere ich sie dem Strafarm des Pascha und drittens bietet sich mir eine Gelegenheit dar, den Kommandanten von Ofen durch diesen Dienst mir zu verbinden und mit ihm, den ich der Bestechung zugänglich halte, wegen Uebergabe der Festung in geheime Unterhandlungen zu treten. Die schlechte Jahreszeit ist im Anzuge, der Serasker und Deli Hassan werden heimziehen*) und der Beglerbeg wird wieder der alleinige

*) Wie bei den Christen hatte auch bei den Türken die Armee zu jener Zeit noch nicht die Organisation eines „stehenden" Heeres. Beim Anbruch der schlechten Jahreszeit wurden daher die Truppen in ihre Heimat geführt, dort entlassen und im Frühjahre wieder geworben.

Herr in Ofen bleiben. Wenn mein Urtheil über seinen Charakter kein falsches ist, so schmeichle ich mir zum Ziele zu gelangen.

Bassompiere erkannte, daß der Feldmarschall von seiner Idee zu tief durchdrungen war, als daß er hätte wagen können, mit Erfolg dagegen anzukämpfen, er verzichtete daher auf jede weitere Einwendung, die höchstens bezweckt hätte, das kaum erweckte Vertrauen Roßwurms wieder zu erschüttern und begnügte sich zu sagen: Das politische Motiv ist in der That wichtig genug, um es zu entschuldigen, daß man eine Christin dem Moslim ausliefert.

Der Andere zuckte die Achseln und fuhr fort, ohne die verblümte Einsprache zu beachten: Aus dem Gesagten werden Sie ersehen, daß ich einen verschwiegenen, treuen Menschen benöthige, dem ich die Mission übertragen kann.

Bassompiere horchte hoch auf, er war gespannt zu vernehmen, wo hinaus der Marschall eigentlich steuere?

Ich befinde mich in Verlegenheit, fuhr der Feldmarschall nach einer Pause fort; unter den Dienern, die mich umgeben, besitzt keiner mein Vertrauen, abgesehen davon, daß den meisten auch das nöthige Geschick für eine solche Mission mangelt. Ich wende mich daher an Sie, lieber Freund, und bitte Sie, mir eine passende Person aus Ihrer Umgebung zu empfehlen.

Unter meinen Leuten, antwortete der Marquis, ist keiner, der der türkischen Sprache mächtig wäre.

Das ist nicht nothwendig, der Bote wird mit einem Billet betraut, wünscht der Bassa mit ihm sich mündlich

zu besprechen, so hat er in seiner Umgebung Renegaten aus allen Nationen, deren er sich als Dolmetscher bedienen kann, er wird wissen, wem er trauen darf oder nicht. Ich wünschte diese Mission einem der Franzosen deshalb zu übertragen, weil sie gewandt sind, Geist besitzen, und weil die Türken, seitdem unsere französische Besatzung in Papa sich empört und zu ihnen durchgeschlagen hat, die Franzosen weniger hassen wie die übrigen Christen. Sie wissen jetzt mein Anliegen, sind im Stande die Aufgabe zu beurtheilen, empfehlen Sie mir die geeignete Persönlichkeit.

Bassompiere, von dem Wunsche beseelt, sich dem Feldmarschall gefällig zu erweisen, sagte ohne Bedenken zu.

Es befindet sich in meiner Umgebung Jemand, der die Eigenschaften besitzt, die angeregte Mission zu übernehmen, es ist mein Ecuyer, Berthold von Schlaginweit, ein kluger, muthiger und unternehmender Jüngling. Er ist ein geborener Franzose, verlebte jedoch die letzten Jahre in Wien bei einem Verwandten von mütterlicher Seite, daher er der deutschen Sprache mächtig wie der französischen. Er hat mir in der vorgestrigen Affaire wacker beigestanden, ich fühle mich ihm verpflichtet, deshalb möchte ich nicht, daß ihm die Mission gegen seinen Willen aufgenöthigt werde.

Das versteht sich von selbst, fiel Roßwurm dem Freunde ins Wort, zu Diensten, wie die in Rede stehende, darf man nur Leute verwenden, die sich freiwillig dazu erbieten, denn abgesehen von der persönlichen Gefahr, der sie sich aussetzen, kann ein böser Wille großes Unheil

stiften. Ich billige es vollkommen, daß der junge Mensch früher um seine Einwilligung angegangen werde. Sprechen Sie mit ihm, lieber Franz, oder noch besser, senden Sie ihn zu mir, damit ich mit ihm spreche; wenn er, woran ich nicht zweifle, Ehrgeiz besitzt, wird er sich durch meinen persönlichen Antrag geschmeichelt fühlen, und um so eifriger ans Werk gehen.

Bassompiere versprach, den Junker noch heute zu senden.

Thun Sie es immerhin, obwohl die Zeit nicht drängt, denn von einem Antritte der Mission kann vor dem Abzuge des Seraskers und des närrischen Hassan nicht die Rede sein, weil der Beglerbeg, auf den ich es abgesehen habe, ihnen untersteht, folglich die Parlamentäre, so lange jene anwesend sind, nicht bis zu ihm gelangen.

In Ansehung dieser Sachlage, meinte der Marquis, ist es auch überflüssig, den Junker heute schon herzusenden.

Der Feldmarschall dachte einige Augenblicke nach und erwiederte hierauf: Ich stimme mit Ihnen überein, daß der Junker vorläufig von der ihm zu übertragenden Mission keine Kenntniß erhalte, allein ich möchte ihn doch jetzt schon kennen lernen, damit wir, im Falle er nicht entspräche, mit Muße eine andere Wahl treffen können.

Der Marquis billigte diese Ansicht und versprach, seinen Ecujer herzusenden.

Unter welchem Vorwande? fragte Roßwurm.

Ich werde ihm sagen, lautete die Antwort, ich hätte, um ihm nützlich zu sein, Ihre Aufmerksamkeit auf ihn gelenkt und die Folge davon sei, daß Sie ihn kennen zu lernen wünschen.

Der Feldmarschall erklärte sich damit einverstanden, Bassompiere verabschiedete sich und ging.

Während dieser Scene war der Nachmittag vorgeschritten, und der Abend wob bereits seine grauen Schleier als man dem Heerführer meldete, der Schildhalter des Barons von Betzstein befinde sich vor dem Zelte und sei der Befehle Seiner Excellenz gewärtig.

Roßwurm befahl Lichter anzuzünden und erst nachdem die geschehen war, ließ er den Junker eintreten.

Berthold erschien und hielt schüchtern am Eingange der Zeltkabane.

Bei seinem Anblicke machte der Heerführer eine Bewegung, welche seine Ueberraschung kund gab.

Er fixirte den jungen Menschen so durchdringend, daß die Pupillen seiner Augen unter solcher Anstrengung sich zu erweitern schienen.

Mein Gott, welche Aehnlichkeit! dachte er und wiegte dabei verwundert das Haupt.

Wäre er nicht zu sehr mit sich, oder vielmehr mit einem Ereignisse aus der Vergangenheit seines Lebens beschäftigt gewesen, so hätte ihm der Zustand des Jünglings auffallen müssen.

Berthold war im höchsten Grade erregt.

Seine Wangen von der Farbe des Todes angehaucht, die Brust stürmisch wogend, das ganze Wesen wie unter dem Eindrucke von Fieberschauern erbebend.

Seinem wirren Blicke entging gleichwohl der Eindruck nicht, den seine Erscheinung bei dem Marschall hervor-

brachte und es war dies keineswegs geeignet, beruhigend auf ihn einzuwirken.

Eine peinliche Minute verstrich, endlich ergriff Roßwurm das Wort, indem er nichts weniger als unbefangen, fragte: Wie ist Dein Name?

Berthold von Schlaginweit! preßte der Junker mit Anstrengung hervor.

Wo ist Deine Familie heimisch?

Ich bin mit Herrn Kaspar Lametzhofer in Wien verwandt.

Wer ist dieser Lametzhofer?

Er ist Meister des langen Schwertes.

Du bist vom Adel?

Ja; die Gattin des genannten Meisters entstammt dem Patriziergeschlechte der Schlaginweit.

Seit wann befindest Du Dich in den Diensten des Herrn von Betzstein?

Erst seit seinem jüngsten Aufenthalte in Wien.

Wie kamst Du dazu, seine Bekanntschaft zu machen?

Mein Verwandter hatte ein Rührfechten veranstaltet, der Herr Marquis nahm als Freifechter Theil daran und trug den Sieg davon. Dies führte sein Bekanntwerden mit Meister Lametzhofer herbei, worauf dieser mich ihm empfahl.

Sind Deine Eltern noch am Leben?

Sie sind todt.

Wann kamst Du in das Haus des Meisters?

Nach dem Tode meiner Mutter, die erst vor einigen Monaten verschied.

Berthold suchte während dieses Gespräches die Bewegung seines Gemüthes zu bewältigen und eine ehrfürchtige Scheu, wie sie einem Gewaltigen gegenüber geziemte, an den Tag zu legen.

Seine Absicht gelang, doch nicht in dem Maße, daß sein Zustand dem Feldmarschall, der sich zu ausschließlich mit ihm beschäftigte, hätte entgehen können.

Zum Glücke mißdeutete Roßwurm die Wahrnehmung, er hielt für ein Ergebniß der Verlegenheit, was einer inneren Aufregung entstammte, er schrieb den Effekt seiner hohen Stellung zu, während er doch einzig und allein dem Eindruck seiner Persönlichkeit entsproß.

Je länger er mit dem Junker sprach, je gewohnter er seines Anblickes wurde, desto mehr schien sich die ihm im ersten Momente so auffallende Aehnlichkeit zu verwischen, und mit ihr auch der Eindruck, den sie gemacht hatte. Sein Blick verlor an Durchdringlichkeit und gewann in demselben Maße an Ausdruck des Wohlwollens, das sich sofort auch auf den Ton seiner Stimme verpflanzte.

Im menschlichen Organismus giebt es keine Isolirung, alle Theile stehen unter einander in Verbindung, die Gefühlssaiten können nicht angeschlagen werden, ohne sich nicht den anderen Organen gleichförmig mitzutheilen, wenn der Sehnerv von Wohlwollen afficirt wird, muß auch der Tonstrahl unter dem nämlichen Eindrucke erzittern.

Nachdem der Junker die letzte Antwort gegeben hatte, trat ein kurzes Intervall ein, während dessen Roßwurm sich zu dem Feldtische begab, wo Briefschaften und Papiere ordnungslos umherlagen.

Herr von Betzstein, begann er, an diesem Tische sich niederlassend, rühmt Deinen Muth und Deine Geistesgegenwart, Du hast Dich in der jüngsten Affaire so wacker benommen, daß Dein Gebieter Dich meiner Aufmerksamkeit empfahl, was kann ich für Dich thun?

Euer Excellenz . . . sind sehr gnädig . . .

Ich ziehe es vor, gerecht zu sein. Die Jugend wird durch Gnaden nur verdorben, dagegen durch Gerechtigkeit gezwungen, sich wirkliche Verdienste zu erwerben. Wer seine Stellung blos seiner Geburt verdankt, bietet einen traurigen Anblick im Vergleiche zu dem, der sich die seinige mühsam erkämpft. Du hast tüchtig begonnen, ich möchte nicht, daß Du einhaltest, sprich also, was kann ich für Dich thun?

Auf die wiederholte Frage des Feldmarschalls antwortete Berthold:

Euer Excellenz sind so gnädig, daß ich die Bitte um ein freimüthiges Wort wage.

Ich schätze den Freimuth beim Manne, so lange er die Linie nicht überschreitet, wo das Reich der Frechheit beginnt.

Ich glaube diese Linie einzuhalten, wenn ich Euer Excellenz blos bitte, vorläufig für mich nichts zu thun.

Du betonst das Wort „vorläufig", ich verstehe, Du gedenkst Dir vorerst Meriten zu sammeln?

So ist es, Excellenz.

Es sei, ich werde Dir ehestens die Gelegenheit dazu bieten.

Berthold verneigte sich ehrerbietig und sagte:

Ich bitte Euer Excellenz über mich zu verfügen.

Es wird geschehen, doch ist heute noch nicht Zeit dazu. Ich werde Dich in der geeigneten Stunde zu finden wissen.

Er winkte dem Junker sich zu entfernen was dieser auch that.

. . . .

Seit der letzten Affaire waren mehrere Tage verflossen.

Die Türken, der Niederlage eingedenk, wagten keinen neuen Angriff, sondern begnügten sich die kleine Insel zu vertheidigen, welche ihnen den Uebergang über den Strom — falls sie ihn unternahmen — erleichterte.

Roßwurm beschloß, sich diesen lästigen Posten vom Halse zu laden und zwar durch einen Angriff mit seiner Flotille, die er durchgehends mit ungarischen Truppen unter den Befehlen der Obersten Kollonits und Nadasdy bemannte.

Diese begehrten funfzig deutsche Hellebardierer zur Unterstützung, der Feldmarschall verweigerte das Ansuchen.

Die Nacht vom 10. auf den 11. Oktober, zur Ausführung dieses Unternehmens bestimmt, brach an.

Das erste Augenmerk war auf die feindliche Brücke gerichtet, welche die kleine Insel mit dem Ofner Ufer verband.

Sie wurde glücklich zerstört, und die feindliche Besatzung auf der Insel war abgeschnitten.

Nun sollten die Ungarn angreifen, aber siehe da, sie verweigerten es.

Der Feldmarschall, empört über den Ungehorsam, entlud sich seines gerechten Zornes gegen die Obersten.

Diese, ihren Fehler einsehend, erboten sich im Namen ihrer Landsleute in der folgenden Nacht ohne Unterstützung den Strom zu übersetzen und zwischen der Festung und dem türkischen Lager eine Schanze aufzuwerfen.

„Nicht aus Zaghaftigkeit,“ sagten sie, „unterließen wir den Angriff auf die Insel, sondern aus Verdruß, weil wir in der Verweigerung der erbetenen Unterstützung eine Geringschätzung unserer Nation erblickten!“

Roßwurm, welcher Kollonits als seinen Feind kannte, wußte recht wohl, was er von dieser Ausrede zu halten habe, stellte sich jedoch, als sei er begütigt, lobte das Anerbieten und nahm es an.

Die Ungarn wurden mit Schiffen und Ingenieuren versehen und lösten in der That die Aufgabe.

Die Türken erkannten jedoch zeitlich genug die Gefahr, die ihnen aus diesem Unternehmen erwuchs und beeilten sich einerseits die Schanze zu erstürmen und anderseits mit ihrer Flotille den zögernden Feldmarschall abzuhalten, damit er den drüben isolirten Ungarn zu Hilfe eile.

Der 12. Oktober war ein Sonntag.

Die Stückknechte und Büchsenmeister waren betrunken, daher die zum Schutze der Schanze aufgefahrenen Batterien nichts ausrichteten.

Der Wall wurde erstürmt und die Ungarn, mit Ausnahme einiger Weniger, welche entrannen, wurden niedergehauen.

Die Feinde des Feldherrn schrieen „Verrath“ in alle Winde.

Der Roßwurm, sagten sie, hätte stracks auf dem Ofner Ufer Position nehmen und die Ungarn mit ganzer Macht unterstützen sollen.

Dieser dagegen behauptete, die Feinde hätten in diesem Falle seine Lagerstätte auf der großen Insel erobert und besetzt, und er wäre damit nicht nur von Pest abgeschnitten gewesen, sondern würde auch den Türken Gelegenheit gegeben haben, Ofen mit größerer Leichtigkeit zu entsetzen.

Trotz der sehr triftigen Einwendung, warf diese unglückliche Affaire auch noch auf spätere Ereignisse in dem Leben des Marschalls schwarze Schatten und trug dazu bei, seinem Geschicke die verhängnißvolle Wendung zu geben.

Roßwurm hatte in seiner Stellung einen doppelten Kampf zu bestehen, einen offenen gegen die Ungläubigen und einen geheimen gegen seine persönlichen Feinde.

Böse Gesinnung und Spannung zwischen den verschiedenen Nationen bereiteten allerlei Hindernisse.

Das schlechte Beispiel pflanzte sich bis in die Reihen der Truppen fort. Die Bande der Disciplin waren vollkommen locker.

Nach dem unglücklichen 12. Oktober begann eine heftige, gegenseitige Beschießung.

Roßwurm, zum Eifer antreibend, ging von Geschütz zu Geschütz.

Da bemerkte er einen deutschen Büchsenmeister, der statt zu feuern, bei seinem Stück müßig herumlungerte.

Erzürnt über diese Fahrlässigkeit, versetzte er dem Pflichtvergessenen mit seiner „Karbatsche" einige Hiebe.

In der nächsten Nacht war der Geschützmeister desertirt.

Am folgenden Nachmittage saßen Roßwurm, Bassompiere und noch zwei andere Herren beim Primespiel, als plötzlich eine Stückkugel daherbrauste, und durch die „Zeltkapelle" des Marschalls fuhr.

Gleich darauf kam eine zweite Kugel, die ihm ein Streitroß im Stalle tödtete.

Die Bestie von einem Geschützmeister, rief Roßwurm, ist zu den Türken übergelaufen und richtet nun die Geschütze auf mein violettes Kammerzelt.

So war es auch, allein mit dem Erkennen des bösen Schützen war die Gefahr nicht beseitigt, die feindlichen Kugeln trafen jetzt mit solcher Zuverlässigkeit, daß der Marschall an eine Aenderung seiner Position denken mußte.

Er ließ das Heer oberhalb Ofen die Donau übersetzen und lagerte sich herausfordernd unter die Augen der Türken.

Bassompiere, von diesem plötzlichen Entschlusse überrascht, verhehlte dem Freunde bei Gelegenheit einer vertrauten Unterhaltung dies Gefühl nicht und fragte nach dem Motive.

Roßwurm ergriff seine Hand und erwiederte mit dem Tone des gekränkten Mannes: Sie sind glücklich, weil unabhängig und selbstständig. Sie sind nur für Ihre eigene Person verantwortlich, ich für das ganze Heer. Feigheit, Ungehorsam, Reibungen der verschiedenen Nationalen kreuzen meine Pläne und mir bürdet man die

Schuld auf. Schon erhielt ich Kunde von den bösen Reden, welche in Prag und in Wien über mich geführt werden, ich bin unthätig, sagen sie; als ob ich mit den 30,000 Mann, die ich befehlige, einen überlegenen Feind schlagen und eine Festung wie Ofen, im Fluge nehmen könnte. Und trotz meiner Minderzahl hätt' ich schon einen Hauptschlag gewagt, träfen nicht von Woche zu Woche kaiserliche Handschreiben ein, welche mich ermahnen, ja des Kriegsvolkes zu schonen und nichts auf's Spiel zu setzen. Kann ich beiden Forderungen gerecht werden? Ich muß stets darauf bedacht sein, meinen Feinden jede Gelegenheit zu Verdächtigungen zu benehmen, ohne den Gehorsam gegen den Monarchen zu verletzen, dadurch entsteht ein Schwanken, eine Unentschiedenheit, ich fühl' es, aber ich kann nicht anders. Auf mir lastet nicht blos die Verantwortlichkeit gegenüber dem Monarchen, sondern gegenüber der ganzen christlichen Welt. Mein Renommee, meine Reputation sind es, die auf dem Spiele stehen. Ich habe bereits wiederholt um meine Entlassung gebeten, man verweigert sie mir und begütigt mich mit kaiserlichen Gnadenbezeugungen. Ich habe in diesem Lande eine Stellung errungen und doch bin ich ihrer so wenig froh, daß kein Tag vergeht, wo mich der Gedanke nicht beschliche: „Ach, wärst Du nur nicht nach Oesterreich gegangen!“

Der Marquis suchte die trübe Bitterkeit des Freundes durch Worte der Theilnahme zu mildern.

Roßwurm drückte ihm mit Wärme die Hand und sagte: Der wirksamste Trost für mich ist mein Bewußt-

sein. Ich bin über die Donau gegangen, um meine Feinde verstummen zu machen, indem ich vor Beendigung der Campagne noch einen Schlag führe und ein sichtbares Resultat erziele, obwohl die unparteiische Gerechtigkeit mir das Zeugniß geben muß, unter den bestehenden Verhältnissen in dem heutigen Feldzuge genug geleistet zu haben, indem ich die Vortheile des vorjährigen behauptete.

Hoffen Sie, daß der Feind eine Schlacht annehmen werde? fragte Bassompiere.

Ich wünsche es, fürchte aber das Gegentheil. Der Weinmonat geht zu Ende, die Urlaubszeit der Türken ist da, der Serasker wird es nicht mehr wagen, sie in den Kampf zu führen, sondern wird in der Stille abziehen.

Was werden wir dann thun?

Roßwurm zuckte die Achseln.

Belgiojoso verlangt, ich solle dann auf Erlau marschiren und es nehmen, er weiß es aber recht wohl, daß mein Heer schon wochenlang keinen Sold erhielt und auf dem Punkte steht zu rebelliren. Er sieht meine Niederlage vor Erlau voraus und möchte mich dazu drängen, ich aber bin nicht so unklug in die Schlinge zu gehen. Ich werde einen oder den anderen Handschlag ausführen und dann ebenfalls die Winterquartiere beziehen, doch werd' ich nicht von dannen gehen, bis ich nicht ein Resultat jener Sendung erhalten, die ich Ihrem Ecujer anvertrauen werde.

Der Mißmuth im christlichen Heere wegen Ausbleiben des Soldes war in der That so groß, daß die Garnison zu Pest bereits zu meutern anfing.

Der Feldmarschall, um die gerechten Forderungen zum Theil wenigstens zu befriedigen, brachte ein persönliches Opfer und borgte von Bassompiere 2000 Ducaten, die er unter die Truppen vertheilte.

Der Marquis zeigte sich zu dieser Anleihe um so willfähriger, da er seit seiner Anwesenheit von Roßwurm im Primespiel bereits 8000 Dukaten gewonnen hatte, ein Beweis, daß der Sohn Bassompiere ebenso glücklich spielte, wie einst der Vater Bassompiere.

Elftes Kapitel.

Eine anonyme Mahnung. Die Mission des Junkers von Schlaginweit.

Die fremden Edelleute, welche sich als Freiwillige dem kaiserlichen Heere angeschlossen hatten, fanden lange nicht so zahlreiche Gelegenheit, ihre Thatenlust zu befriedigen, als sie gewünscht und gehofft hatten.

Sie waren delikat genug, nicht zu murren, wie viele der Feldobersten, allein den Unmuth getäuschter Hoffnung ganz zu verbergen, vermochten sie auch nicht.

Der Feldmarschall merkte es wohl, allein er konnte oder wollte nicht vor jedem seine mißliche Situation enthüllen, wie er es dem Freunde gegenüber gethan, und hüllte sich in ein stolzes Schweigen.

Bassompiere war der am wenigsten Unzufriedene.

Ein Zwittergeschöpf von Deutschen und Franzosen vereinigte er die Eigenthümlichkeiten beider in sich, deutsche Einsicht mit französischem Leichtsinne.

Seine Reisen in Süddeutschland und in Italien, sein

Aufenthalt an den Höfen zu Paris, Florenz, Neapel und Rom machten ihn zeitlich mit den großartigen Verhältnissen des Weltlaufes vertraut, seine feinen Manieren, seine liebenswürdigen Ausschweifungen machten ihn überall wohlgelitten.

Seine Geschicklichkeit im maskirten Ballet war eben so groß wie in Reiterquadrillen, sein Talent für Fechtkunst hielt dem für Karten und Würfelspiel die Wage.

Heinrich III. zog ihn an seinen Hof und machte ihn zum Vertrauten seiner flüchtigen Liebschaften, bereits war er an dem anmuthig liederlichen Hofe der Held von Liebeshändeln geworden, deren Romantik seine deutsche Natur, bei aller Verflachung durch angelernten französischen Leichtsinn, eigenthümlich bezeichnete.

Seinen ersten Feldzug kämpfte er im Jahre 1600 in Savoyen unter den Augen des Königs und des Konnetable Herzogs von Lesdiguières, da er sich aber hernach wieder in den Strudel des Hoflebens stürzte, kamen die Mahnungen seiner deutschen Verwandten, das träge thatenlose Leben in Frankreich aufzugeben und sich, wie es bisher in der Familie üblich gewesen, Waffenruhm zu erwerben; dies bewog François, gegen die Türken zu ziehen, wohin der Ruf der Ehre und der Gefahr schon so viele französische Edelleute gelockt.

Hier fand er nun den Kriegsschüler seines Vaters als Feldmarschall.

Von Furcht ob dessen alter Feindschaft erfüllt, näherte er sich ihm, und heute war er bereits dessen Freund.

Bassompiere's ritterliche Tapferkeit verscheuchte die Kühle

Roßwurm's, sein feines, geselliges Talent vollendete die Eroberung.

Fand nun auch die Thatenlust des Marquis wenig Gelegenheit, sich zu entfalten, so wußte der Lockere allerlei Zerstreuungen hervorzusuchen und die Langeweile ferne zu halten.

Wie gesagt, er war der am wenigsten Unzufriedene.

Am Festtage Allerheiligen befand sich der Feldmarschall bei Bassompiere zu Tische.

Die beiden Freunde speisten allein, Roßwurm hatte die Einladung unter der Bedingung, daß das Mahl ein trauliches sein werde, angenommen.

Während der Tafel erschien draußen ein Diener und brachte für den Feldherrn Briefe, die eben durch einen Kurier von Wien eingelaufen waren.

Junker Schlaginweit übernahm die Schreiben und sendete den Diener fort.

Kaum hatte sich dieser entfernt, so zog Berthold aus seiner Brusttasche einen gesiegelten und mit der Adresse bereits versehenen Brief hervor und legte ihn zu den anderen.

Die Gelegenheit, murmelte er, kommt mir erwünscht, ich werde nun Zeuge der Wirkung sein!

Damit ging er in das Tafelzelt, übergab dem Feldherrn die Schreiben und entfernte sich wieder, um draußen unbemerkt zu horchen.

Roßwurm öffnete die Schreiben, las sie und legte eines nach dem andern bei Seite.

Der Inhalt bezog sich ausschließlich auf Dienstangelegenheiten und bot wenig Interesse.

Die Reihe kam endlich auch an den letzten Brief, der Feldmarschall erschloß ihn und machte eine Geberde der Ueberraschung.

Aus dem Umschlage schaute ihm ein nettes Miniatur-Portrait entgegen.

Es war das Bildniß eines hübschen Mädchens, welches sich noch nicht zur Jungfrau entfaltet hatte.

Roßwurm schaute das Portrait an und ließ Laute der Verwunderung hören.

Worüber staunen Sie? fragte der Marquis.

Man sendet mir hier in einem blanken Umschlage das Portrait eines Mädchens!

Bassompiere lachte und erwiederte: Sollt' es ein Aushängschild sein?

Das Geschöpf ist ja noch ein Kind!

Liegt kein Billet bei?

Nein!

Wer ist der Absender?

Die Schriftzüge der Adresse sind mir unbekannt.

Und das Siegel?

Roßwurm musterte den unverletzt erhaltenen Wachsabdruck und sagte: Es zeigt wohl ein adeliges Wappen, doch ohne Namens-Chiffre. Ich bin zu wenig Heraldiker, um zu erkennen, wem das Wappen angehöre. Wissen Sie es vielleicht?

Ich habe wohl zu Freiburg im Breisgau, zu Port a Mousson und in Ingolstadt studirt, allein dieser Wissenschaft blieb ich überall ferne.

Das Mädchen ist hübsch, wer mag es nur sein?

Bassompiere nahm das Portrait in die Hand und sagte, es genauer betrachtend: Es ist in der That ein angenehmes Geschöpf!

Ah, was ist das? Die Rückseite ist beschrieben!

Der Marquis wendete auf diese Bemerkung Roßwurms das Miniaturbild rasch um; beide lasen und der Feldmarschall zuckte zusammen.

Mein Gott! murmelte er und stierte die Schriftzeichen mit glühendem Blicke an.

Die Inschrift auf der Rückseite des Portraits lautete:

„Hermine, Tochter des Fräuleins Bertha von Picaut und des Hauptmanns Christof Hermann von Roßwurm.“

„Geboren am 12. April 1591.“

Bassompiere wagte nicht aufzuathmen.

Er kannte die Ereignisse von Le Blancmenil und Amiens und war daher im Stande, den Sturm, den dieses Portrait in der Brust des Feldmarschalls erwecken mußte, zu ermessen.

In der That sprang Roßwurm, nach Verlauf einiger Sekunden, vom Sitze auf und rief: Der Kurier, wo ist der Kurier?

Der Marquis stürzte hinaus und befahl, den Kurier, welcher die Briefschaften von Wien überbracht hatte, schleunigst herzuholen.

Berthold flog, den Auftrag zu vollziehen.

Nach vielen thränenreichen Jahren zog wieder einmal ein Freudenlaut durch seine Brust.

Ich habe in ihm die Erinnerung an seine Schuld wach

gerufen, murmelte der Forteilende vor sich hin, und werde ihr nicht mehr zu entschlummern gestatten. Seine Liebe zum Weibe ist erloschen, er soll dafür die Mutter hochachten und bewundern lernen. Er hat Weh und Schande über mein Haupt gebracht, um des Kindes willen verzeih ich ihm Alles, wenn er nur an der Tochter sühnt, was er an der Mutter verbrochen!

Bis der Kurier ankam, durchmaß Roßwurm mit stürmischen Schritten das Zelt, ohne daß Bassompiere ihn in seinen Gedanken störte.

Endlich trat der Erwartete ein.

Der Feldmarschall wollte dem Einsender des anonymen Briefes auf die Spur kommen; die Unterredung mit dem Kurier bot jedoch keine Aufklärung. Dieser hatte das Briefpaket in Wien überkommen und im Zelte des Feldmarschalls abgegeben, ohne sich um die einzelnen Schreiben weiter zu bekümmern.

Roßwurm schickte den Kurier fort, zog den Marquis zu sich heran und raunte ihm mit düsterem Tone zu: Sie werden sehen, François, es ist dies wieder eine der Intriguen meiner Feinde.

Bassompiere widersprach durch eine Kopfbewegung dieser Ansicht.

Ihre Feinde, sagte er, würden sich nicht begnügen, Ihnen ein Portrait zuzusenden, sondern es vorziehen, das Original mit Eclat zu produziren. Die Mahnung, wenn es nicht etwa gar eine Schuldforderung ist, kommt von irgend einer anderen Seite.

Ich werde diese Seite aufzufinden trachten, versetzte

der Marschall mit drohender Erregung, und entdecke ich eine lügnerische Intrigue —

Seien Sie vorsichtig, Freund, damit Sie Ihren Feinden keine Waffen in die Hände liefern.

Ich brenne vor Ungeduld, nach Wien zu kommen, um dem Geheimnisse auf die Spur zu gelangen.

Wer weiß, ob man es Ihnen nicht entdecken wird, ohne Ihr Hinzuthun?

Diese Bemerkung überraschte den Feldmarschall. Die Idee, das Ganze sei blos eine erfundene Intrigue seiner Feinde, beherrschte ihn so ausschließlich, daß jede andere Ansicht ihm unerwartet erschien.

Meinen Sie? fragte er gedehnt.

Sie werden gut thun, sich auf alle Fälle vorzubereiten.

Roßwurm begann abermals nachzusinnen, und zwar so lebhaft, daß er, ohne es zu wissen, einzelne Aeußerungen that, die Zweifel und Unglauben verriethen.

Sprechen wir nicht mehr davon, fuhr er auf einmal auf, jene fatale Affaire hat der Unannehmlichkeiten genug über mich gebracht, ich will mich jetzt nach so vielen Jahren nicht auch noch von ihrem Gespenste quälen lassen.

Und mit Ton und Geberden, welche bezeugten, daß er auf eine andere Angelegenheit übergehe, sagte er: Avisiren Sie den Junker von Schlaginweit, er werde heute Nacht die bewußte Mission ausführen.

Heute Nacht schon?

Ja, mein Freund. Die heute eingelangten Aussagen meiner Kundschafter melden einstimmig den Abzug des türkischen Heeres zu Wasser und zu Lande, der Augen-

blick, mit dem Befehlshaber in Ofen in Unterhandlung zu treten, ist gekommen.

Bassompiere versprach dem Wunsche des Freundes nachzukommen, und begleitete dann den sich Entfernenden eine Strecke weit durch das Lager.

. . . .

Eine Stunde später erschien Berthold vor dem Feldmarschall.

Sein Antlitz war freudig geröthet, sein Auge leuchtete.

Roßwurm bemerkte die Symptome, unterschob ihnen jedoch einen falschen Ursprung.

Er wähnte, die Freude des Junkers entstamme der Sendung, und war damit sehr zufrieden.

Bist Du reisefertig? fragte er ihn wohlwollend.

Im Lager ist man es zu jeder Stunde! lautete die Antwort.

Hat Dein Gebieter Dir meine Absicht mitgetheilt?

Der Herr Marquis sagte mir blos, Eure Excellenz würden mir eine Sendung übertragen, welcher Art diese sei, werde ich von Eurer Excellenz erfahren.

Das sollst Du sogleich. Der Beglerbeg Ali Pascha befehligt in Ofen. Ihm ist vor längerer Zeit eine griechische Sklavin, Namens Siona, entflohen. Ein Zufall brachte sie in meine Gewalt, und sie befindet sich in diesem Augenblicke in Pesth wohlbewacht. Du wirst diese Sklavin unter sicherem Geleite nach Ofen bringen, um sie ihrem Gebieter zurückzustellen. Ein wichtiges politisches Motiv veranlaßt mich zu dieser Auslieferung. Ich wünsche nämlich mit dem Befehlshaber von Ofen in eine

geheime Unterhandlung zu treten, und glaube, ihn durch die Zurückstellung seiner Lieblingssklavin günstig zu stimmen. Du wirst von mir ein Schreiben mitbekommen, dessen Inhalt unverfänglich ist und sich blos auf die Griechin bezieht; außerdem wirst Du jedoch ein Billet, in einer kleinen Wachskugel eingeschlossen, mitnehmen und trachten, die letztere dem Beglerbeg unter vier Augen einzuhändigen. Der Inhalt dieses Billets ist wichtig, es ist ebenso nothwendig, daß er geheim bleibe, als auch, daß Niemand wie Ali Pascha das Billet in die Hände bekomme. Verstehst Du mich?

Vollkommen, Eure Excellenz.

Damit die Griechin nicht entfliehe, werde ich sie der Obhut zweier Wallonen übergeben, welche angewiesen sein sollen, blos Deinen Befehlen zu gehorchen. Diese Männer sind nur der französischen Sprache mächtig, es ist damit der schlauen Gefangenen die Möglichkeit benommen, mit ihnen zu konspiriren, da sie dieses Idioms unkundig ist. Die Griechin ist aber nicht nur schlau, sondern auch jung, schön und verführerisch, ich zähle daher nicht blos auf Deine Treue, sondern auch auf Deine männliche Standhaftigkeit. Verstehst Du mich?

Berthold verneigte sich und machte eine Pantomime, die den Feldherrn alles dessen versicherte, was er beanspruchte.

Roßwurm fuhr fort:

Ich könnte die Gefangene von Pesth herüber bringen und Euch von hier aus auf dem kürzesten Wege nach der Festung gelangen lassen. Ich habe jedoch sehr wichtige

Gründe, dies nicht zu thun, sondern Euch eine andere Route vorzuschreiben. Ich will nämlich, daß Deine Sendung, sowie die Auslieferung der Griechin, in unserem Lager ein Geheimniß bleibe, daher Ihr dieses nicht passiren sollt. Demgemäß sind folgende Anstalten getroffen. Man wird Dich mit Anbruch der Abenddämmerung nach der Spitze der St. Andreasinsel überschiffen. Dort wirst Du ein Boot erwarten, welches von Pest herüber kommen und Dich aufnehmen wird. Die Losung ist: „Promontor", das Feldgeschrei: ein zweimaliges Aneinanderschlagen der inneren Handflächen. In dem Bote werden sich außer einem Steuermanne und zwei Ruderern die beiden Wallonen und die Griechin befinden. Das Fahrzeug wird Euch auf der nunmehr freien Donau stromabwärts tragen. Eine ziemliche Strecke hinter dem St. Gerhardsberge — der Steuermann hat bereits seine Instruktion — wird das Boot auf der Ofener Seite anlegen und Euch an's Land setzen. Ihr werdet den Anbruch des Tages abwarten und Euch dann auf den Weg nach der Festung machen.

Da stromaufwärts die Wasserfahrt zu langsam und zu mühselig von Statten geht, so werdet Ihr, ohne Euch mehr um das Boot zu bekümmern, den Rückweg zu Lande und auf der kürzesten Linie antreten.

Die Griechin wird natürlich in Ofen zurückbleiben, Du und die beiden Wallonen werden, bei unseren Vorposten angelangt, angeben, Ihr seiet der Gefangenschaft entkommen, worauf man Euch unverzüglich zu mir führen wird. Aus dieser ganzen Anordnung wirst Du ersehen,

wie viel Gewicht ich darauf lege, daß Deine Sendung hier im Lager nicht bekannt werde.

Dein Hauptaugenmerk, begann der Feldherr nach einem kurzen Schweigen von Neuem, muß darauf gerichtet sein, die Griechin auszuliefern und die Wachskugel dem Beglerbeg persönlich und geheim zu übergeben. Wie das anzustellen, darüber vermag ich Dir keine Instruktion zu ertheilen, das entscheiden die Ereignisse in der Festung. Es würde mir zwar angenehm sein, wenn Du schon übermorgen zurückkehrtest, jedoch wenn Umstände eine Verzögerung selbst von mehreren Tagen bedingen sollten, so mach' Dich keiner Uebereilung schuldig. Behalte ferner im Auge, daß Du es mit einer Griechin und mit einem Türken zu thun hast, zwei Bedingungen, die Dir die höchste Wachsamkeit und die äußerste Vorsicht auferlegen. Ich bin zu Ende und erwarte, daß Du mein Vertrauen rechtfertigest.

Berthold betheuerte dies, worauf Roßwurm ihn noch mit einigen Dukaten versah und ihn, da mittlerweile die Dämmerung angebrochen war, zum Aufbruche ermunterte.

Der Junker, von einem Diener des Marschalls begleitet, verließ das Lager und nahm den Weg gegen das Ufer, wo der Kahn, der ihn nach der Spitze der St. Andreasinsel bringen sollte, bereits harrte.

Berthold bestieg das Fahrzeug und landete bald darauf an der bezeichneten Stelle, wo er die Ankunft des Bootes erwartete.

Der Abend wich der Nacht, Finsterniß lagerte sich auf die Erde.

Der Strom rauschte und wogte, ein heftiger West schüttelte die bereits entlaubten Bäume der Insel.

Auf den Schwingen des Windes zog ein Wetter herauf, welches die Nacht noch mehr verfinsterte und noch unheimlicher machte.

Berthold strengte sich an, das von Pesth herüber erwartete Boot zu erspähen.

Er gewahrte dessen Umrisse erst, als es fast in seiner unmittelbaren Nähe anlangte.

Er klatschte zweimal in die Hände.

Das Feldgeschrei wurde vom Boote aus erwiedert.

Darauf näherte sich der Junker dem Rande des Ufers und rief das Wort: „Promontor“.

Die Parole ist richtig! antwortete eine Männerstimme in französischer Sprache, und eine zweite lud ihn ein, in's Boot zu steigen.

Berthold befand sich mit einem Sprunge in der Mitte des Fahrzeugs.

Die beiden Wallonen begrüßten ihn.

Mit einem Blicke das Boot durchspähend, gewahrte er auf dessen Boden eine zusammengekauerte Gestalt, ob in Schmerz oder in ein düsteres Hinbrüten versunken, war nicht zu entscheiden.

Von Finsterniß umhüllt, erschien sie wie eine schwarze Masse, welche zufällig die Formen eines menschlichen Körpers besaß.

Das ist die Griechin! dachte Berthold, und unwillkürlich beschlich ihn ein Gefühl des Mitleids. Sah er doch in ihr blos die Christin, welche aus Gründen der

Politik dem Erbfeinde ihres Glaubens und ihrer Freiheit ausgeliefert wurde.

Das Fahrzeug stieß ab, die Ruder setzten sich in Bewegung, der Steuermann lenkte nach der vollen Strömung.

Mittlerweile war der Wind zum Sturm angewachsen, welcher unheimlich durch die Nacht heulte.

Der Strom schäumte und warf Wellen, die das schwankende Fahrzeug bald auf diese, bald auf jene Seite zu legen drohten.

Berthold stand mit verschränkten Armen in der Mitte des Bootes und hatte Mühe, sich aufrecht zu erhalten.

Ein leiser Seufzer schlüpfte über seine Lippen und in Gedanken klagte er: „Ach Hermine, wenn Du ahntest, welchen Gefahren ich mich preisgebe, um uns das Herz Deines Vaters zuzuwenden!“

Der Orkan heulte auf und betäubte den Schmerz der Seele.

Jetzt entluden sich die Wolken, was sie entsendeten, war nicht Regen, nicht Schnee, sondern ein Gemenge von beiden.

Zwölftes Kapitel.

Das Ende des Feldzuges.

Der Abzug des türkischen Heeres blieb im christlichen Lager nicht lange ein Geheimniß.

Wo der Oberfeldherr unter den Truppenführern so mächtige Feinde zählt wie Roßwurm, da finden alle ihm nachtheiligen Ergebnisse eine reißende Verbreitung, und ein Nachtheil lag in dem Abmarsche des Gegners, den man zu schlagen gehofft, der aber so klug war, keine Schlacht anzunehmen, sondern, nachdem er die Festung mit frischen Truppen und Vorräthen versehen, womit seine Absicht erreicht war, sich wieder in die ferne Heimath begab.

„Das Ueberschreiten der Donau, das Lagern vor Ofen, hieß es, geschah zu spät, es hätte vor drei Wochen geschehen müssen, in jener Nacht, als die Ungarn die Schanze aufwarfen. Unverständniß kann man dem Roßwurm nicht vorwerfen; was er unterließ, zum Nachtheile der kaiserlichen

Waffen unterließ, geschah also aus Verrath, weil er mit dem Erbfeinde im geheimen Einverständniß steht!"

Diese Anschuldigung, obgleich nichtig, ohne jeden haltbaren Grund, fand doch manche Gläubige.

Der Feldmarschall mißachtete das böse Gewispel, laut wagte die Verdächtigung dem Machthaber gegenüber sich nicht zu äußern, denn ein Kriegsgericht hätte die Ehre des Heerführers furchtbar gerächt.

Der erste Tag nach der Absendung des Junkers von Schlaginweit verstrich, der zweite verging und Berthold kehrte noch nicht zurück.

Roßwurm gerieth in Sorge, die Zögerung fiel ihm um so mehr auf, da die Meldung von den zurückgekehrten Bootsleuten bereits eingelaufen war und die Angabe des Steuermannes dahin lautete, daß die vier Personen trotz Nacht und Sturm glücklich an's Land gesetzt worden seien.

Das Ausbleiben des Junkers ließ daher auf unerwartete Vorkommnisse schließen.

Als der Abgesendete auch am dritten Tage nicht erschien, theilte der Feldherr seine Unruhe dem Marquis mit.

Bassompiere schüttelte ebenfalls den Kopf und meinte, dem Junker müsse in der Festung Schlimmes widerfahren sein.

Wenn das der Fall wäre, versetzte Roßwurm, würde ich ihn um seinet- und meinetwillen ernstlich bedauern, es würde mir jedoch weniger unangenehm erscheinen, wie ein Verrath.

Dessen halte ich den Junker für unfähig.

Auch keiner Schwäche gegenüber einer so schönen Verführerin, wie Siona?

Auch diese Frage zu verneinen, wagte der Marquis nicht. Er kannte den Junker viel zu wenig, um in dieser Beziehung ein Urtheil über ihn abzugeben.

Die beiden Freunde ergingen sich in allerlei Vermuthungen über das Ausbleiben des Boten, als ein Ereigniß eintrat, welches dem Räthsel eine schreckliche Lösung bot.

Um die Mittagszeit erscholl nämlich von den Wällen der Festung ein ungeheurer Jubel, welcher das ganze christliche Lager allarmirte.

Roßwurm, von den Unterbefehlshabern umgeben, sprengte an die äußersten Vorposten, um nach der Ursache des Freudengeschreies zu spähen.

Der Anblick, der sich ihnen darbot, war, der damaligen Sitte gemäß, ein gewöhnlicher, nichtsdestoweniger schrecklicher.

Die äußersten feindlichen Wälle waren mit Türken besäet, deren Freudengeschrei einem auf einer hohen Stange aufgepflanzten Kopfe galt.

Die Entfernung ließ im christlichen Lager den Kopf nicht erkennen, allein der Umstand, daß er auf dem äußersten Walle zur Schau gestellt und mit einem so demonstrativen Jubel begrüßt wurde, konnte als untrügliches Kennzeichen gelten, daß er einem Christen angehört habe.

Sich gegenseitig dergleichen Schauspiele zu bieten, war damals an der Tagesordnung.

In den Laufgräben vor Kanisa wurden die Köpfe zweier Pascha's aufgepflanzt, die man von Ofen, wo sie

fielen, bis dahin transportirte, um der Kanisaner türkischen Besatzung einen heilsamen Schreck einzuflößen und sie zur Uebergabe geneigter zu machen.

In der Regel erzeugte solche Schaustellung eine um so größere Erbitterung, sie wurde aber nichtsdestoweniger angewendet.

Roßwurm knirschte bei dem Anblick mit den Zähnen und kehrte sich mit einem vielsagenden Blicke zu Bassompiere. Die Todesblässe des Marquis bewies, daß dieser von derselben schrecklichen Vorstellung erfaßt war, wie der Freund.

Der Zufall fügte es, daß zur nämlichen Stunde von den christlichen Vorposten ein türkischer Ueberläufer eingebracht wurde, der am Morgen aus der Festung entwichen war.

Roßwurm befahl, ihn sogleich vorzuführen.

Der Deserteur befand sich zur Zeit der Exekution nicht mehr in der Festung, wohl aber hatte er, seiner Aussage zufolge, am vorhergehenden Tage erzählen hören, man sei in der Festung eines Spions habhaftig geworden, eines jungen Franzosen, dessen Hinrichtung für den nächsten Tag bestimmt war.

Nun glaubten weder Roßwurm noch Bassompiere mehr zweifeln zu dürfen, daß der Junker von Schlaginweit es sei, den das unglückliche Loos erreicht hatte.

Entweder, darin stimmte ihre beiderseitige Ansicht überein, hat sich Ali Pascha durch Zumuthung eines Verraths verletzt gefühlt und Rache genommen, oder der Junker habe den politischen Theil seiner Mission schlecht ausge-

führt und den Pascha auf irgend eine Weise blosgestellt, so daß diesem zu seiner Rechtfertigung nichts erübrigte, als dem Unterhändler den Kopf vor die Füße legen zu lassen.

Roßwurm, entflammt wegen des Mißlingens der Unternehmung, von der er sich erheblichen Erfolg versprochen hatte, beschloß das unschuldige Blut des Junkers zur Stunde zu rächen.

Er ließ sogleich einige hundert Reiter aufsitzen, und lud den unternehmungslustigen fremden Adel ein, ihn zu begleiten.

Während vom Lager aus gegen die Festung ein Schreckfeuer eröffnet wurde, warf sich die kühne Schaar, den Feldmarschall an der Spitze, in voller Carrière einhersprengend, auf die untere Stadt, überfiel die dortigen warmen Bäder und schleppte trotz des heftigsten Kugelregens aus der oberen Festung dreißig Türken gefangen mit sich fort.

Man hatte einen vornehmen Fang gehofft, leider zeigte sich's, daß man blos armes, unansehnliches Gesindel erwischt, von dem man weder Lösegeld noch sonst einen Nutzen zu hoffen hatte.

Man forschte auch bei diesen Gefangenen wegen des hingerichteten Franzosen, allein sie wußten noch weniger Bescheid wie der Ueberläufer, da die Festung wegen Feindesnähe abgesperrt war, und ihre Bewohner mit denen der Unterstadt nicht kommuniciren konnten.

Die hereingebrochene schlechte Witterung ließ nun auch den christlichen Feldherrn an die Winterquartiere denken.

Er versah Pesth mit Lebensmitteln, verstärkte die Besatzungen dieser sowie der anderen Festungen und machte sich dann auf den Marsch.

In Waizen angelangt, brach Roßwurm mit einer fliegenden Kolonne gegen Hatwan auf, um diese von den Türken neuerlichst befestigte Stadt zu nehmen und damit des Feindes Verbindung zwischen Ofen und Erlau zu stören.

Generalwachtmeister Tilly übernahm indessen den Befehl des zurückbleibenden Hauptheeres.

Feldzeugmeister Sulz, Nadasdy und der italienische Oberst Strassoldo recognoscirten eben vor Hatwan, als eine daherbrausende Kugel den Letzteren niederstreckte.

Roßwurm begann unverzüglich die Belagerung und erreichte, daß die Türken am 20. November die Stadt übergaben.

Nachdem er einen seiner Vettern, den Obersten Burghard Hieronimus von Roßwurm, zum Befehlshaber in Hatwan ernannt hatte, zahlte er am 2[illegible] zu Gran die Soldrückstände aus, traf die Vertheilung für die Winterquartiere und reiste dann mit Bassompiere ab.

Als der Marquis Wien verließ, hätte er kaum zu denken gewagt, daß er nach zwei Monaten als der Freund desjenigen zurückkehren würde, dessen Feindschaft ihm sorgenvolle Stunden bereitete.

Wir und der Leser mit uns können den ungarischen Boden noch nicht verlassen.

Da wir unangenehme Unterbrechungen, welche nachzuholende Erzählungen jedesmal verursachen, vermeiden

wollen, so ist es hier an der Zeit, auf Berthold und Siona zurückzukommen.

Fiel der Junker wirklich als ein Opfer türkischer Grausamkeit? War die schöne Griechin ihrem Eigenthümer und Gebieter überliefert worden?

Der Leser folge uns, die Antworten auf diese Fragen sollen ihm sogleich werden.

Ende des ersten Bandes.